XVI. Jahrg. Berlin, den 30. November 1907. Nr. 9.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3 a.
1907.



Berlin, den 30. November 1907.

Deutsche Zierkunst.

Man hat immer wieder den beiden Künsten, deren Sendung, das Leben dienend zu schmücken, sehr offen zu Tage liegt, einen minderen Rang angewiesen, man hat Bau- und Zierkunst Angewandte Künste gescholten, hat ihnen Malerei und Bildnerei als Freie Künste überordnen wollen. Doch nur mit bedingtem Recht: denn weder Gemälde noch Standbild läßt sich ohne Schaden von einer Umgebung trennen, für die es bestimmt, in die es gewachsen ist, oder von einem Ganzen, dem es als schmückender Theil sich einschmiegt. Die Trostlosigkeit der drei Aufbewahrungorte, an denen wir heute leider oft Werke der Kunst sehen, beweist dem Empfindenden diese Behauptung unumstößlich: die Kunstspeicher der Museen, der Ausstellungen und der Kunsthandlungen sind alle von Grund aus dem Sinn der Kunst, dem rechten Genuß fremd und feind. Das vandalische Verhalten der Wissenschaft gegenüber der Kunst hat sich in keinem Stück so rücksichtlos erwiesen wie in diesem. Hat man doch starke Werke alter Kunst aus Kirchen entfernt, um sie selbst in Magazine zu verbannen: da sie schon in den sichtbaren Räumen dieser Mammuth-Sammlungen ein trauernd-entwurzeltes Dasein führen würden. Sie sind in Wahrheit vom Altar gerissen worden. Wie gesittungfeindlich ist doch dies Verfahren: man entblößt das weite edle deutsche Land seiner eigenen Hervorbringungen, damit die Nummerntausende des berliner Moloch immer weiter anwachsen. Wie fühllos verfährt man selbst noch innerhalb der Museen: die zarte, süße, herbe Dorothea, die mit so mädchenhafter Geberde die Blumen in dem gerafften Schoß ihres Rockes birgt: ehemals am alten Platz stand sie recht, in jenem Raum, über dem die Liebe und die Leidenschaft eines großen Sammlers weihend schwebten; im neuen Museum hat man sie in eine der allzu flachen Buchten der Seitenwände des Vestibuls verbannt; dort blickt sie hilflos und frierend um sich: wie soll ihre rührend schmale Anmuth in

dem ungeheuren kalten Raum noch fromm Anbetende um sich sammeln? Und wofür dies Alles? Damit einige Forscher ihren Stoff bequemer übersehen können; denn den Schauenden erweist man einen schlechten Dienst, indem man ihnen Hunderte und Tausende von Eindrücken aufdrängt, da ihnen nur einzelne Wohlthat und Besitz werden könnten. Ehe nicht Kirche, Schloß und Haus wieder an sich gezogen haben, was für sie entstand, wird unser Kunstgenuß selbst nicht künstlerisch sein.

Aber wenn für die Gegenwart um so unbedingter Bestand hat, daß Bau- und Zierkunst nur dienend, nie zwecklos Schönheit schaffen dürfen, so mag auch hier eine Schranke sein, die nicht undurchbrechbar ist. Der vierte Friedrich Wilhelm, einer der wenigen Könige, die in dem nüchternsten der Jahrhunderte noch zu träumen und ihren Träumen Gestalt zu geben wußten, hat sich auf dem gewölbten Hügel über Havel und Blachfeld eine Halle von Säulen, einen Bau von Hallen errichten lassen, der, nur um Schönheit zu wirken, geschaffen wurde. Und wie sollten nicht auch Hausrath und Schmuck entstehen, nur um ihrer selbst, nicht um irgend eines nützenden Zweckes willen? Sind doch neun Zehntel aller der Formen, der Linien, Flächen, Farben, in die heute schon die werkthätigen Dinge gekleidet sind, nicht ihrem Zweck, sondern dem Drang nach Schönheit entsprungen.

Noch mehr aber verschiebt sich die Rangordnung der Werthe, wägt man die Wirkungweise beider Gruppen der Künste gegen einander ab. Bau- und Zierkunst haben einen Vorzug vor Bildnerei und Malerei, der für ein kunstmäßiges Genießen zu ihren Gunsten ihre Schale tief sinken macht. Sie werden nicht an die Widerspiegelung eines Zweiten außer ihnen gebunden, sie sollen nicht ein Bild der Welt, der Dinge geben, sondern sie sollen selbst Welt und Ding sein, angethan mit Reizen, die sich nirgends außerhalb ihrer finden, oder nur so fern, so keimhaft, daß längst jede Erinnerung an sie erloschen ist. Bau- und Zierkunst sind, um es mit einem Wort zu sagen, nicht erzählerisch. Gewiß: für kunstmäßiges Genießen sind auch Standbild und Gemälde nicht zuerst, geschweige denn allein ein Abbild Dessen, was sie darstellen. Wer nicht begriffen hat, daß ein Bild, ein Bildwerk zur wichtigeren Hälfte eine Folge von Linien, Flächen oder Farbflecken ist, weiß vom innersten Wesen der Kunst nichts, so ausgebreitete Schulen, so erlauchte Namen unter den Kunstforschern bis auf unsere Tage des entgegengesetzten Glaubens waren und sind.

Indem aber die Baukunst, mit der denn auch alle diese Kunstgelehrten sich in keinerlei Verhältniß zu setzen wußten, und die Zierkunst, von der sie kein Wort zu sagen pflegten, jenseits der Ideenassoziation des Lebens stehen, durch die die selbe Kunstwissenschaft sich den einzigen ihr gangbaren Weg zu Bildwerk und Gemälde bahnt, erweisen sie sich als kunstmäßiger. Sie bedürfen des Umweges über Verstand und Gedächtniß nicht, aus ihnen ver-

mag Sinn zu Sinn und Seele zu Seele zu sprechen, ohne in dem Zwischenreich des Verstandes und des Wortes mißverstanden zu werden. So lösen sie unbegreiflichere und also seelischere, feinere, höhere, geheimnißvollere Reize. So schwer es sein mag, selbst strebender Jugend, sonst der dankbarsten und willigsten Zuhörerschaft, Kern und Wesen dieser Reize auszudeuten, um so willenloser wird doch auch Der, der ehedem nur dem Maler, dem Bildner gern sich gab, diesen sublimeren Wirkungen unterworfen und verschrieben.

Daß alle diese Erkenntnisse heute sich öffnen, ist vielleicht Begleit-, vielleicht nur Folgeerscheinung des Aufschwunges, den diese zierenden Künste zu nehmen sich anschickten. Freilich: die Baukunst ist über einen Durchgangs- und Vorbereitungzustand der Selbstbesinnung und des Innehaltens auf alten Irrwegen noch kaum hinausgerathen. Wohl hat sich seit ungefähr zehn Jahren im Bau der Miethhäuser unserer Großstädte und fast auch schon in der weit schwerfälligeren Baukunst des Staates und der Gemeinden eine Wandlung zum Besseren vollzogen; wohl ist dem wurzellosen und unkräftigen Neubarock, das hier schließlich alle anderen Bauweisen, Baumuster überwucherte, fast eben so viel Boden abgewonnen wie in der ähnlich umkämpften Bildnerei; wohl sind sogar schon in den Vorstädten und Vororten unserer Hauptstädte einige Landhäuser leibhaft vor Augen gestellt worden, die auf den Rang von Werken eigener Art Anspruch erheben können. Aber wo ist der Bau, der alle Merkzeichen schöpferischer Meisterschaft an sich trüge? Selbst Messel und Hofmann, die mit Recht Gerühmten, lösen sich nur zag und langsam aus den Banden der geschichtlichen, allzu geschichtlichen Bauweise los, die mehr als ein halbes, fast ein ganzes Jahrhundert lang immer nur nach alten oder fremden Mustern schielte, nie die eigene Handschrift zu schreiben wagte. Der Geschmack des besitzenden Bürgerthumes, des Bauherrn, tastet sich noch viel zögeriger vorwärts und bevorzugt die Männer der halben und Viertelskompromisse: die hier ein wenig Stuck opfern, dort eine Fläche vereinfachen, eine Umrißlinie beruhigen, die aber niemals vermöchten, sie selbst zu sein, aus guten Gründen.

Unvergleichlich viel lebendiger als diese wartende Baukunst, in der noch die lebenskräftigsten Keime nur auf eine stärkere Zukunft deuten, ist das Bild, das die Zierkunst bietet. Auch nur ein Jahrzehnt ist es freilich, daß die neue Entwickelung währt, aber sie ist eben so schöpferisch wie die der neueren Baukunst saumsälig. Ja, es hat sich gegen sie der Ruf erhoben, sie sei zu neuerungsüchtig und selbst von den Ersten unter den schaffenden Meistern der benachbarten Bezirke der Kunst, eben denen, die dort weitab von den gewohnten Bahnen ihre und ihrer Folger Wege führen, werden die herbsten Urtheile gefällt. Man greift die Wurzellosigkeit, die Ueberlieferungfeindschaft der neuen Zierkunst an und spricht ihr selbst das Recht auf Dasein ab, weil sie sich anmaße, eine Kunstweise aus dem Nichts zu schaffen, da auch alle bisherige Ge-

schichte der Stilbildung lehre, daß Dies nie anders als in langsamem Wachsthum und unter den Händen mancher Geschlechter geschehe.

Ich glaube, in diesem Streit der schaffenden Künstler steht dem Geschichtschreiber zu, ein schlichtendes Wort zu rufen. Denn die weitere Sicht, die er über den Augenblick und seine drängende Noth hinaus eröffnen kann, erlaubt, Vieles, das nur von der Gegenwart sein Licht zu begehren und zu erhalten scheint, durch manche Vergangenheit anders und gerechter zu beleuchten. Die Wurzellosigkeit der heutigen Versuche zierender Kunst ist zuzugeben; und ob sie grundsätzlich jeder Ueberlieferung vorzuziehen sei, soll hier dahingestellt bleiben. Doch läßt sich einer Ueberschau über die Reihe der einander folgenden Kunstalter des neunzehnten Jahrhunderts entnehmen, daß diese Wurzellosigkeit nicht ein Erzeugniß allein der heutigen Kunstbedrängnisse, sondern weit eher eine Folgeerscheinung viel früherer Ueberlieferungbrüche ist.

Fürs Erste sei gesagt, daß harte Wendungen, scharfe Kehren des Kunstweges doch heute nicht zum ersten Mal zu beobachten sind. Wie die Formenfluth der Renaissance, über die Alpen nordwärts brechend, unsere gothische Kunst überschwemmte, ist in deutschen Landen an manchem Ort wie ein plötzlich hereinbrechendes Naturereigniß zu beobachten. Es hat tausend zukunftkräftige Keime über Nacht getötet, es hat uns um alle Stetigkeit, alle Selbstgetreuheit, zuletzt um alle Wahrhaftigkeit, alle tiefste Eigenheit unseres Kunstschaffens gebracht. Es war ein Gesinnung- und Gesittungverlust, nicht minder arg als jener, der Lied und Sang unserer Ahnen zu den Karlingerzeiten für vier Jahrhunderte um den süßen Laut der Heimath brachte.

Der heutigen Umwälzung wird freilich durch die Berufung auf so erlauchte Vorgängerinnen von ihrer Schärfe nichts genommen. In Wahrheit aber ist nicht unsere Zeit der Neuerung, sondern das voraufgehende halbe Jahrhundert eines nur allzu geschichtlichen Eklektizismus der eigentliche Urheber der vollkommenen Durchschneidung aller Fäden, die zur Vergangenheit rückwärts leiten. Das erscheint zunächst wie ein Paradoxon; und ist es doch nicht. Mit dem Aufkommen geschichtlicher Bau- und Zierweisen, einer Neugothik, einer Neurenaissance und so fort von den zwanziger und dreißiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ab ist in Wahrheit jede innere Folgerichtigkeit der Entwickelung dieser Künste verloren gegangen.

Die Neugothik und das Neubyzantinerthum der Romantiker, die sehr schnell aufschießende Neurenaissance der französischen Baumeister haben diesen Reigen nur eröffnet. In den darauf folgenden Jahrzehnten aber hat die europäische Bau- und Zierkunst, wie ein gelehriger Schüler, einen völligen kunstgeschichtlichen Kursus durchschmarutzt. Empire und Rokoko, alle Formen der italienischen, der französischen, der deutschen Renaissance, wessen immer man nur in Lehr- und Bilderbüchern habhaft werden konnte, hat man nachgeahmt.

Der Tempel der Kunst war in einen Hörsaal verwandelt und ein reich ausgestatteter Photographienschrank ist leider noch heute, ach, auch bei den berühmtesten der heutigen Baumeister noch die eigentliche Grundlage all ihrer Werke. Für die Zierkunst war im selben Sinn bis vor Kurzem die gleiche Abhängigkeit das Selbstverständliche. Die Ungeheuerlichkeit dieses Zustandes müßte unserer Zeit Tag vor Tag in die Ohren geschrien werden, da sie alles Verständniß, alles Bewußtsein dafür verloren hat, welches Zeichen von Unfruchtbarkeit er ist. Wer die großen Worte nicht sparen und eifernd und scheltend mit dem Zeitraum der zwei voraufgehenden Menschenalter ins Gericht gehen wollte, Der dürfte von Prostitution und Diebstahl reden; und man könnte ihn nicht völlig Lügen strafen. So weit die Blicke reichen, ist eine Zeit so jammervoller Abhängigkeit und Vorgseligkeit in keiner Vergangenheit nachzuweisen. Nur einen mildernden Grund giebt es für das Künstlerthum, der doch den Geist der Zeit eher noch härter anklagt. Die zierenden Künste sind, wie so oft, nur die untrüglichen Verkünder des innersten Wesens einer Zeit: die geistige und seelische Knechtschaffenheit von mehr als einer Form des Forschens und des Meinens unserer Zeit, die Massenhaftigkeit und Nüchternheit, die Mechanisirung und vor Allem die Unpersönlichkeit des Lebens, den kümmerlichen Schiffbruch unseres Bürgerthumes in den Kämpfen um die Herrschaft im Staat und schließlich die innere Leere so vieler Regirenden, die ein unsäglich trauriges, aber auch unsäglich schätzbares Selbstbekenntniß in diesen Tagen so unwillkürlich-schonunglos aufgedeckt hat: das Alles sprechen Bau- und Zierkunst mit stummer und doch unmißverständlicher Geberde aus. Weh uns, wenn unsere Zeit nicht andere Inhalte aufzuweisen hätte, als sie sich in der hohlen Aufgeblasenheit der neuberlinischen Denkmalskunst aussprechen!

Im Engeren gesehen, ist es eine Verwissenschaftlichung der Kunst, um die es sich handelt; daß sie dem Geist der Kunst zuwider geht, darüber sollte auch ein Forscher keinen Zweifel hegen. Die Springkraft sprudelnder, schöpferischer Phantasie ermattete, erlosch und die müden Abzugskanäle verstandes-, erinnerungmäßiger Nachahmung wurden aufgezogen und haben nun seit Jahrzehnten fort und fort ihre trüben Wasser gespendet. Das darf auch der Gelehrte aussprechen, ohne sein Handwerk zu verunehren: denn gerade die Kräfte, die der Kunst Eintrag thun, sind der Wissenschaft unentbehrlich. Hohe Forschung aber theilt mit hoher Kunst den Drang zu ichmäßiger Meisterung aller widerspenstigen Gegebenheiten der rohen Wirklichkeit. Und eben geschichtlicher Sinn wird sich am Ehesten von der allzu geschichtlichen Demuth abwenden, die diese Kunst nach zehn Vergangenheiten schielen hieß und sie die höchste Pflicht, die der Geist der Geschichte einer Zeit auferlegt, die, ihr Ich zu leben und auszudrücken, versäumen ließ: Historismus ist nicht Historie.

Den tiefsten Schaden aber erlitt (und hier schließt sich dieser Gedanken-

lauf zum Kreis) die stetige Ueberlieferung von Kunstformen und Kunstgesinnung, von denen man wähnt, erst unsere Zeit habe sie treulos zerbrochen. Denn einmal wurden all die guten Kräfte der Seele, die bei gesundem Verlauf der Entwickelung auf Beharrung, Bewahrung, Bewährung alt ererbten Gutes drängen, in den Dienst der schlechten Sache einer unstet wählenden, zuletzt fast wahllosen Nachahmung gestellt. Dann ist in Wahrheit nichts Geschichtloseres zu denken als eben dies unruhige Tasten und Suchen nach immer neuen Stilen, die alle angelesen, angesehen, anempfunden waren, während alle wirklich starken Stile der Vorzeit vom frühchristlich-byzantinischen an bis auf das Rokoko aus dem eigenen Bedürfen der Zeiten oder doch aus übermächtiger Beeinflussung durch gewaltige Kulturwellen emporgequollen waren. Selbst der Klassizismus von 1780 ab gehört schon ein Wenig in die neue Reihe minderen Ranges: doch waren die Kräfte, die ihn trugen, so stark, daß er zu der Nichtigkeit der späteren Anleihestile nie herabgesunken ist.

Kein Zweifel: kam ein Künstlergeschlecht, wie das heute ungestüm vorwärts drängende, zum Bewußtsein des Unechten, Unwahren all dieser wechselnden Kunstströmungen, die eigentlich nur Kunstmoden waren, so drängte die innere Geschichtlosigkeit des voraufgehenden Zeitalters eben so sehr wie seine äußere Uebergeschichtlichkeit zu bewußtem Aufkündigen allen Zusammenhanges mit der Vergangenheit. Und es ist gar nicht abzusehen, wie man anders überhaupt aus dieser Irrsal den Weg hätte finden sollen. Sollte man die Bahn bis dahin rückwärts laufen, wo man auf den letzten starken, von innen her gewachsenen Stil, auf das Rokoko traf? Auch Das wäre zwar wissenschaftlich, aber nicht geschichtlich gedacht gewesen: die Entwickelung der Kunst kann sich weder so lehrmeisterlich noch so sprungweise vollziehen. In Wahrheit aus dem Elend des altdeutschen Kunstgewerbes (Anton Springer hat es einmal die zweite Blüthe der deutschen Renaissance genannt: er spottet seiner selbst und weiß nicht, wie) konnte man nur durch die rücksichtlose Ungeschichtlichkeit der heutigen Bewegung gelangen.

Alle Kunst ist letzter Ausdruck, ist Gleichniß und Steigerung der Geberde einer Zeit; insonderheit alle Zierkunst. Sie ist nur die Handbewegung des Lebens, das sich selber schmückt. Wann aber hätte eine Zeit so wenig Geberde, geschweige denn eigene Geberde gehabt wie die unsere? Kaum merken wir unsere Stillosigkeit und sehen die Armuth unseres Besitzes. Er besteht meist aus Urväter Hausrath, sei es verstaubt und etwas vergröbert aus dem Rokoko, wie Ballet und Parade, sei es um einige Jahre weniger greisenhaft: aus dem späten Klassizismus, wie das Theater alten Stiles, vieux Weimar, runde Armbewegungen, Teresina Geßner, halb sanft zerlassene Butter und halb dargestellte Herzensgüte. Es ist auch einiges Neue darunter, aber es ist nicht sehr gut: so die Formlosigkeit der naturalistischen Bohème oder das braune Sammet-

jacket und der flatternde Shlips der alten Düsseldorfer, die Beide Anton von Werner zu gleich großer Freude seiner Anhänger wie seiner Gegner als wehende Paniere noch immer hochhält. Den besten Schatz stellt immer noch alte und älteste Ueberlieferung dar: die schöne Weihe, die zwar nicht unsere, wohl aber die Kirche unserer Väter bei Meßopfer und Segenspendung noch ungemindert sich bewahrt hat, und die schlanke, gertenhafte Anmuth, mit der die jungen Söhne alter Familien zu Pferde sitzen und sich neigen. Ganz scheu und schüchtern, wie die ersten Sprossen des jungen Grüns auf dem Eppichbeet, regen sich einige Anfänge neuer gewollt zackiger Bestimmtheit, neuer Feierlichkeit, neuer persönlicher Färbung der Geberde.

Aber festen Boden unter die Füße der neuen Künstler schiebt dies unsichere, schwankende, seiner selbst noch kaum gewisse Wesen noch nicht. Um so schwieriger ist das Gelingen. Tausend Bande, die wohl Fessel, aber auch Halt und Leitung sein konnten, sind heute durchschnitten: in der Ueberlieferung der Kunst- und der Lebensformen. Viel mehr als je zuvor kommt es auf die Kraft des Einzelnen an. Was vom Beginn der neuen Bewegung an vorauszusehen war, ist längst und nur zu schnell eingetroffen: die Mitläufer minderer und mindester Befähigung haben eine Fluth schlechter Nachahmungen und schlimmerer Verzerrungen über uns geschüttet, die den wenigen Berechtigten unter den Feinden willkommenen Anlaß zu einem im engeren Sinn begründeten Schelten giebt. Diese Allzuvielen fehlen nirgends; die Schwäche tritt hier nur peinlicher und deutlicher hervor als sonst. In Wahrheit kommt es auf sie gar nicht an; sie beweisen nur, wie große Kräfte die Aufgabe, die der Zierkunst dieser Tage gestellt ist, von den Wenigen, den Tragenden, Starken erfordert: Kräfte fast mehr noch des Menschen- als des Künstlerthumes.

Daß jede Schöpfung, die des Namens werth ist, und vollends jede Neuerung auf der Wirkung Einzelner beruht, lehrte im vorigen Jahr die dresdener Ausstellung, nicht trotz, nein: mit der Massenhaftigkeit der vorgeführten Leistungen. Ein ungeheurer Schweif von Folgern und Beeinflußten hat sich Denen, die zuerst den Weg suchten und bereiteten, beigesellt: aber in Wahrheit steht auch heute noch die Zukunft der Vorwärtsbewegung dieser Heersäule auf ganz wenigen Augen. Wer zu scheiden weiß zwischen anspruchvoller Abhängigkeit und eingezogener, gesammelter Kraft, wird bei ganz bestimmten Namen der zweiten Reihe schon die Grenze ziehen können, über die bei Betrachtung des Einzelnen hinauszugehen wenig frommt.

Der am Frühesten in Deutschland zierende Formen neuer Art zu prägen begann, Obrist, ist heute ein Wenig aus dem Vordergrunde in den Schatten getreten. Seine Stickereien, die schwanke, zitternde Linien von Ried und Gräsern auf seidene Kissen warfen, von denen her so mannichfache Wirkung ausstrahlte, sind fast schon Geschichte geworden. Nicht einmal einen der Brunnen,

in denen er neuerdings immer wieder die sehr bestimmte und doch sehr feine, sehr leise Art seiner Konturenführung ausgesprochen hat, hat er in Dresden zeigen wollen. Um so sichtbarer zeigte sich der fremde, uns von außen zugezogene Künstler, der demnächst an die Spitze trat, der auf die deutsche Zierkunst sehr stark eingewirkt hat und der ihr doch eigentlich nicht angehört. Ich weiß nicht, welchen Stammes, welchen Blutes Henry van de Velde eigentlich ist, ich weiß nur, daß es nicht deutsche Art ist, von der seine sehr elegante, sehr korrekte, sehr moderne und sehr mondäne Kunstübung zeugt. Damit ist vom Standpunkt rein kunstmäßiger Betrachtung noch kein Wort gegen diese Kunstübung gesagt: ich gehöre nicht zu Denen, die, weil sie Böcklin anhangen, auf Claude Monet schelten zu müssen glauben. Aber Grenzen der Wirkung sind durch solche Umschreibung allerdings bezeichnet. Der Drang nach Nützlichkeit und einer ganz unbeseelten Gesellschaftlichkeit, einer plutokratisch-geschichtlos gefärbten Vornehmheit, der zu den entscheidenden, wenngleich nicht erfreulichen Zügen der Gegenwart gehört, hat sich vielleicht nirgends so rein und ursprünglich ausgedrückt wie in diesen Linien.

Vor einigen Jahren hat Henry van de Velde in dem Folkwang-Museum zu Hagen Räume geschaffen, die monumental zu wirken bestimmt sind: sie sind sehr oft durch die allzu weit ausgreifenden Bogenlinien seiner Verzierungen in Unruhe gebracht. Man betrachte die geschweiften Hölzer, mit denen er ein großes dreigetheiltes Fenster gekrönt hat, oder das Holzgeländer eines Kreisrundes, das einem unteren Geschoß das Licht des oberen zuführen soll, oder gar die theilenden Rahmenlinien des Oberlichtes im Gemäldesaal: dies Alles ist viel zu laut und zu stark für ein ruhiges Feiern des Auges. Und die Einfachheit der Wandtönung, die Sparsamkeit mit Nebenschmuck, die wir an dieser Kunst so lieben und die in diesem Hause fort und fort erfreut, läßt diese starken Zwischenrufe nicht etwa gedämpfter, sondern nur um so lauter und fast gellend ertönen. Für mein Empfinden gehen selbst die an sich vortrefflichen, aber kühn geschweiften Linien des Treppengeländers mit den geraden und beruhigten der Stufen nicht ganz zusammen. Der Griff des Kerbes aber, der auf dem schrankähnlichen Treppeneckstück angebracht ist, wirkt schlechthin barbarisch. Man wird vielleicht als splitterrichterlich schelten, so geringe Vergehen zu rügen: aber eben den Meistern der Zierkunst müssen sie vorgehalten werden, da all der grobe Ungeschmack, der unter dem Namen sezessionistischer Kunst von den tausend geringeren Werkern hervorgebracht wird, mit dem Finderglück des Unverstandes gerade sie hervorgezogen und vergrößert hat. Die Verglasung des hagener Treppenfensters ist von schlechter Sezession nicht mehr weit entfernt. Wie darf man denn mit gutem Gewissen auf das gräuliche Gemisch neuer Zierlinien und dilettantischer Knackfußkunst schelten, das wir Tag vor Tag auf Anordnung einer wohlweisen Obrigkeit

als Marke auf unsere Briefe kleben müssen, wenn die Führer selbst nicht die äußerste Strenge gegen sich wenden?

Henry van de Velde bleibt meisterlich, wo er dem Zweck und der nahen Zierde beschränkter Räume und Geräthe dient; in Hagen sind Büchergestelle, Glasschränke, Thüren, so die im Arbeitzimmer und aus dem Malsaal, aufgestellt, deren sichere und ganz eigene Linienführung nicht im Kleinsten anzutasten ist. Er hat in diesen kleinen Abmessungen, bis zum Manchettenknopf herab, eine erstaunliche und fast untrügliche Folgerichtigkeit in sich ausgebildet, die ihn in diesem Bezirk vor jedem Irrthum gegen sich selbst bewahrt: der Mathematiker, der in diesem Künstler so mächtig ist, wirkt hier nur bestärkend.

Von dieser ihrer besten Seite zeigte sich seine Kunst in einem Speisezimmer, das mit seinem vornehmen Farbenspiel zwischen Weiß und Silbergrau zugleich ein gutes Sinnbild der kühlen Eleganz ist, die ihrer weltmännischen Leidenschaftlosigkeit am Ehesten entspricht. Aber wo der Zweck im tieferen Sinn feierlich ist, gelingt ihr die Lösung nicht. Dem Museumsraum, der sich hier aufthut, ist nachzurühmen, daß er, vielleicht zum ersten Mal, als Rahmen für eine Anzahl bestimmter Kunstwerke entworfen und ausgeführt ist, sich ihnen völlig unterordnet. Und wie köstlich, daß einem der stärksten unserer Stilkünstler, daß Ludwig von Hofmann dies gute Glück widerfährt! Die Gemälde, die er uns hier schenkt, reifere, süßere Früchte, als die je er vom Baume seines Schaffens pflückte, Zeugnisse, Botschaften vom Leben, vom wahren Leben, von dem Leben jenseits des Alltags und jenseits unserer keuchenden, schwitzenden, verkümmerten Zeit, sind jeder pflegenden Sorgfalt werth und lohnen sie hundertfältig. Aber ist, was hier als Ziel vorschwebt, wirklich erreicht? Sind die flachen Nischen unterhalb der vorspringenden Bilderwand nicht übel gedrückt? Klingt das Verhältniß der Maße von oben und unten rein? Und wo ist der Reiz der Linie oder Farbe, ohne den kein Werk der zierenden, wie aller Künste sinnlichen, künstlerischen Werth hat? Die Leuchtkörper strömen ihn wahrlich nicht aus: sie sollen seltsam sein und vielleicht gar heilig. Aber die Nützlichkeit rächt sich an ihrem fanatischen Verehrer und sie wurden ihm unter der Hand zu Trammwagengriffen.

Zwischen der geschickten und geschäftigen, zersplissenen und salonmäßigen Art Henrys van de Velde und der schweren gelassenen Wucht von Peter Behrens klafft eine weite Entfernung. Eins haben sie doch gemeinsam: ihre Kühle. Ihnen wird nie zustoßen, daß ihre Kunst warm umfangend oder auch nur in einem Sinn in die Seele greifend auf den Beschauer wirkt: sie sind Männer der unverbindlichen Höflichkeit. Aber damit ist auch die Grenze ihrer Gemeinsamkeiten erreicht. Behrens war einmal, in seinen Anfängen, in Gefahr, in einige Abhängigkeit von der Linienführung Van de Veldes zu gerathen: das Titelblatt, das er vor Jahren für die Zeitschrift für Dekorative Kunst

entwarf, bezeugt es noch heute sehr deutlich: es ist nicht nachgeahmt, aber stark beeinflußt. Er ist dann von der Zeit seines darmstädter Hauses ab sehr eigene Wege gegangen; seine Kunst hatte mehr als eine Wandlung: heute ist sie der Henrys van de Velde in ihrem Grundzug entgegengesetzt. Behrens ist der Verkünder archaischer Schwere und geometrischer Einfachheit geworden.

In Wahrheit besteht eine Wahlverwandtschaft unserer Gegenwart mit den großen Maßen der herrischen Königthümer uralter Zeiten. Der Imperialismus und Caesarismus der Staatskunst weisen am Stärksten auf diese uns sonst so ferne und fremde Entwickelungstufe zurück: so weit der Weg von den ruhmredigen Inschriften Ramses des Zweiten bis zu den Botschaften des Herrn Roosevelt sein mag. Nietzsches Schaffen und selbst gewisse Erscheinungen der Forschung unserer Tage haben ein Gepräge königlich beherrschter Wissensmassen, das ein Seitenstück im Geistigen darstellt. Die Bildende Kunst schickt sich an, diesem Wesenszug Bild und Geberde zu leihen: schon das Dreigestirn der Großen, das über dem Streben des neuen Geschlechtes der Künstler leuchtet: Böcklin, Puvis, Watts, hat sich gegen diesen Pol am gesellschaftseelischen Himmel bewegt. Der Palast der Justiz zu Brüssel, der als Kunstwerk nicht allzu hoch zu schätzen ist, hat sich schon vor Jahrzehnten von seiner Höhe wie ein Kastell der Gerechtigkeit, mehr noch wie eine Zwingburg rächender Strafgewalt über die wehrlose Stadt gereckt und die breitere Wucht seiner Unterbauten erinnert an die schwere Hand der Herrenkönige des Orients. Es scheint, daß die starre Schwere, in der der frühe Caesarismus unseres Jahrhunderts, in der der erste Napoleon das Spiegelbild seiner Art fand und die meist sich an römischer Wucht genügen ließ, zuweilen aber auch schon in Bau- und Zierkunst egyptisch-archaische Neigungen zeigte, für den Imperialismus unserer Tage von Neuem auflebt.

In diesem Sinn zu bauen, zu zieren, ist im Grunde Behrens' Absicht. Er müßte Königsburgen von düsterer, zwingender Pracht, Trauerdenkmale der Großen unter den Menschen, Heilthümer zu Ehren starker und kalter Götter errichten können: dann würde er den Drang seines innersten Wesens ersättigen. Aber zwischen so fernen Zielen des inneren Wollens und den Ausführbarkeiten unseres Lebens und besonders den Möglichkeiten einer Ausstellung ist ein quälend weiter Raum. Für Turin hatte Behrens ihn zu überschreiten gewußt: den Abbildungen nach zu schließen, muß er dort in den Uebergängen zwischen streng bezwungener Bildnerei zu eben so strenger, eben so bezwungener Innenbaukunst die Mischung archaischer Starrheit und persönlicher Willkür erreicht haben, die ihm so wohl ansteht. Die ganz liniirten Theilungen des düsseldorfer Gartens, der unter seiner trostlosen Umgebung litt, haben inzwischen Formgedanken des Barock und Rokoko aufgenommen und neu belebt: in ihrer Absichtlichkeit dem Kunstsinn jener Alter nah verwandt, in ihrer aller Naturbegeisterung schroff entgegengesetzten Absichtlichkeit sie noch übertreffend. Der

Garten wird hier zum wohl umschränkten Wandelgang; ihn zu erhalten, bedarf es mehr noch des Zimmermannes als des Gärtners.

Behrens hat auch schon ehemals andere Stufen der Kunstentwickelung auf sich wirken lassen: näher gelegene, doch immer ihm und uns verwandte: so das Kaiserreich oder jene vorrevolutionären Grenzmarken zwischen Rokoko und Directoire, an denen heute auch der verwöhnteste Gaumen noch sich die zartesten, zusammengesetztesten Freuden bereiten kann. Das Eßzimmer von Darmstadt, in der Linie, wie ich fand, das reichste an eigenen Reizen, hatte solche Stimmungen: gar nicht entlehnt, aber wahlverwandt und in diesem Sinn beeinflußt. Aber es scheint, der wachsenden Starrheit des Peter Behrens der nun folgenden Jahre war die geschwungene Anmuth dieser Linien zu grazil und er ist dann immer geometrischer geworden bis in die Würfelung der Tischgedecke und die Muster der Fenstervorhänge hinein. Die kunstgewerbliche Abtheilung des Waarenhauses Wertheim hat mehrmals in einzelnen Zimmern Sammelwerke der auf diese Tonfolge gestimmten Zierkunst dieses eigenwilligen und starken Meisters dargeboten. In Dresden hatte er ein Empfangszimmer gleichen Sinnes, von fast noch fanatischerer Folgerichtigkeit, ausgestellt.

Dieses dresdener Zimmer weist eine graue Wandtönung auf, die durch fast schwarze Striche vielfach und im Wesentlichen gradlinig getheilt ist. Diese Theilung giebt dem Raum das Gepräge. Es ist zweifellos wieder ein archaisches: Klänge von Susa, Persepolis, mehr noch als von Memphis, von Assur werden durch dies Tongemisch heraufbeschworen. Jeder Gedanke an beflissene Nachahmung, an knechtischen Historismus bleibt fern: die Kunstgesinnung, die sich so ausdrückt, ist kaum geschichtlich, geschweige denn allzu geschichtlich Aber gerade wer dem Künstler Behrens gern auf seinen wechselnden Wegen folgt, muß auf sein Fehlgehen hier mit erhobenem Finger deuten. Alle diese Geometrie ist peinlich. Zuerst, weil sie in der Fläche als Linie haften bleibt und nicht bild- und bauwerkmäßig greifbar hervorspringt. Zweitens, weil sie ihrem Wesen nach für ganz ungeheure Räume, für einen Thronsaal, nicht für eine Stube berechnet ist, weil sie, um zu wirken, in viel größeren Abmessungen auftreten müßte. Drittens, weil sie (und Dies ist der schwerste Vorwurf) fast jeden Reizes der Form entbehrt, an einigen Stellen sogar durch wirkliche Irrthümer in den Maßen entstellt ist. Die beiden ersten Vorwürfe treffen nur Zufälliges: die unumgängliche Beschränktheit und Armuth der Ausführung, wenngleich auch hier zu sagen wäre, daß der Zierkünstler genug Mittel hat, ihnen zu entgehen. Viel stärker fällt die letzte Bemängelung ins Gewicht, denn sie berührt Grundsätzliches und trifft sehr Vieles von der Kunstleistung des Peter Behrens in den letzten Jahren. Unzählige Male hat sie, wie hier wieder, Vierecke, Dreiecke, Kreise, als einzige oder doch völlig beherrschende Komponenten ihrer Wirkung angewandt; und wie selten hat sie durch sie Reize,

wie oft aber Nüchternheit und Langeweile hervorgerufen! Gewiß: auch die Langeweile ist bei Behrens statuarisch, fast majestätisch, etwa wie wenn der alternde Goethe füllende Hexameter in seine Gedichte schreibt oder wenn er förmliche Briefe an kaiserliche Hoheiten verfaßt. Aber daß Behrens hier in Gefahr ist, eine Verarmung über sich heraufzubeschwören, scheint mir eben so sicher. Dreieck, Viereck, Kreis sind Formenausdrücke, die immer in Mischung mit anderen, reicheren, weicheren erwünschte Festigkeit, immer für sich und allein angewandt den Zweck der Folgerichtigkeit und der Härte zu erfüllen vermögen. Aber lange mit ihnen allein Haus zu halten, wird auch einer sehr erfinderischen oder sehr rücksichtlosen Zierkunst kaum gelingen. Die Reizmöglichkeiten sind an Zahl und Wechsel zu gering, Nüchternheit ist unvermeidlich, völliger Irrthum leicht möglich. Solcher Irrthum liegt in diesem Zimmer, meinem Empfinden nach, vor, in den langen Vierecken der Theilung über Manneshöhe an der Sofawand, deren Längung eben das Auge verletzt, wenn es sie mit den kürzeren ringsum vergleicht oder in der Aufstülpung der dunklen lisenenartigen Längsflächen auf die entsprechend breiten leeren Fortsetzungen nach unten hin, oder in dem noch unglücklicheren Aufstoßen solcher Lisenen auf das leere Rechteck über dem Sofa und der leeren Vierecke oben auf die breiten vollen Pilaster des Ornamentes rechts und links am Sofa. Mit Alledem können der kräftige Rundtisch, der längere Tisch, Beide von starker Wucht, allein nicht versöhnen.

Fast möchte man bei einem so schöpferischen Künstler wie Peter Behrens annehmen, daß diesem Mißlingen eher ein Kultur- als ein Kunstirrthum zu Grunde liegt. So viel Mechanisirung, wie diese Ziergeometrie voraussetzt, vertragen wohl wirklich archaische Zeitalter, deren frühe Despotien die Menschen, wie Backsteine, zu den Pyramiden ihrer Reiche thürmten, aber nicht archaisirende, wie das unsere.

Die Männer vom Fach haben Behrens seiner dresdener Ausstellung wegen hart gescholten, ihm einen reinen Mißerfolg vorgeworfen. Solcher Meinung darf man nicht zustimmen. Behrens ist viel zu stark, als daß nicht auch seine Irrthümer noch denkwürdig wären: er bleibt auch hier Einer, da so viele Nullen um ihn versammelt sind.

Schmargendorf. Professor Dr. Kurt Breysig.*)



*) Ein Schlußartikel folgt.

Lindenberg und Liebenberg.

Allerseelenstimmung! Das zersprungene Glück von Edenhall! Fallendes und moderndes Laub auf den Wegen des Parkes! Einsamkeit, bittere, bitterste Verlassenheit: Das ist die Stimmung im Schlosse zu Liebenberg. Ob dem verlassenen Schloßherrn da nicht seltsame Bilder aufsteigen! Die Markgrafen von Brandenburg haben, seit sie auf dem märkischen Boden Fuß gefaßt haben, gar viele und vielerlei Diener gehabt: treue Männer und glatte, gleißende Günstlinge. Verschieden fiel ihr Los: Ungnade oder Schaffot! Ob der Literaturkundige vielleicht heute des Einen denkt, der einem anderen Zollern nicht minder nah gestanden als er selbst seinem Kaiser, des schönen und stattlichen Ritters Lindenberg, der Günstling Joachims des Ersten war? Eine Fülle von Aehnlichkeiten und Parallelen bietet sich dar. Nicht in den beiden Fürsten selbst. Der Kaiser ist kein Joachim. Gegensätze in ihrer ganzen Natur.

Aber der Kurfürst hatte dem Ritter Lindenberg vertraut wie Keinem in der Mark. Warum? Weil er eine ritterliche Erscheinung war, ein Goldfasan unter den struppigen Hühnern, elegant und gefällig, begnadet mit jener unaussprechlich schönen und wohlthuenden Geste, die auch im schärfsten Widerspruch ein erfreuliches, herzerlabendes „Ja" spricht und im kühnsten Troß eine warme Huldigung darzubringen weiß.

Joachim führte einen heißen, blutigen Kampf gegen seinen Adel. Er wollte ihm den trotzigen Nacken beugen und ihm das Wegelagern abgewöhnen. Aber des Kurfürsten Gebote störten den Lindenberger nicht. Der schwang sich in den Sattel und warf einen jüdischen Händler nieder. Und er muß sich gefallen lassen, daß dieser Jude in der Nothwehr ihn in den Daumen beißt!

Und noch mehr: der kleine Jude findet den Weg zum Kurfürsten. Und dann kommt ein Gerichtstag. Der Jude hinter dem Thron verborgen, der Ritter stolz vor dessen Stufen, geschmückt mit allen Zeichen fürstlicher Huld. Er leugnet und beschwört seine Unschuld und doch wird er überführt durch den kleinen Juden und den gebissenen Daumen.

Ich erzähle einen alten Roman: wer ihn kennt, wird sich des Bildes erinnern, wie der „kleine Jude" hinter dem Vorhang steht und den Kurfürsten mit heftigen Grimassen auf den verletzten Daumen aufmerksam macht.

Die Gegner Hardens werden den Vergleich in ihrem Sinn deuten. Mögen sies! Er kanns ertragen. Aber sie werden fühlen, daß sich die Zeiten gewandelt haben. Der neue Lindenberg hat keine übermüthige Adelspartei hinter sich; sie hat wenigstens nicht mehr den stolzen, bei allen Fehlern ehrenfesten Trotz Jener, denen Joachim den Kopf vor die Füße gelegt hat. Mit diesem Trotz hat sein Erbe nicht mehr zu kämpfen. Sie planen keine wilde Jagd auf dunkler Haide. Hofintriguen im Geist des Barock, statt Zornesröthe

rosenrothe Schminke und ein Bischen Kamarilla im Stil des Zeitalters des aufgeklärten Despotismus.

Sie sind gestürzt und man kann sie ruhig ihrem Schicksal überlassen. Aber wie war es möglich, daß sie auf die gesunde und impulsive Persönlichkeit des Kaisers so lange Einfluß üben konnten?

Auch Das ist sehr begreiflich. Ein Los sondergleichen ist ihm beschieden. Er tritt als dritter Kaiser dem ersten Kanzler und Schöpfer des Reiches gegenüber, dieser ihr Jahrhundert überwuchtenden Riesengestalt. Er erträgt ihn nicht. Das war eine tragische Nothwendigkeit. Tragisch deshalb, weil die Härte und Reinheit des großen Kanzlers die zarten Gestalten der liebenberger Tafelrunde seinem romantischen Gefühl als die Repräsentanten echter Vasallenschaft erscheinen ließen, als lauter Kurvenale und selbst Ritter aus dem Artuskreis. All ihr Wesen und Thun war ihm Symptom unwandelbarer Ergebenheit. Statt des starren „Nein, Majestät" hörte er das „Zu Befehl, Majestät" in allen Tonarten.

Das ist Fürstenlos, dem noch kein Monarch entging. Wie wenige haben so entschieden und königlich die lästige Schaar abzuschütteln gewußt wie der Kaiser! Er machte dem Spuk ein Ende. Freilich nicht in so blutiger Weise wie Joachim.

Wer die Geschichte nicht kennt, mag sie in Willibald Alexis' „Hosen des Herrn von Bredow" nachlesen. Ein entzückendes Stück märkischen Lebens. Und wer traurig geworden über die letzten Enthüllungen, Der mag sich seinen Optimismus auffrischen an dem warmblütigen Buch und seinem Schreiber. Der kannte den Boden der Mark und seine Leute. Er hat sie uns gezeigt in mancherlei Zeitläuften. Ob er wohl auch unsere Tage geschildert hätte? Freilich: jetzt sind in Potsdam die „Lederbüxen" in Mißkredit gekommen. Aber dort donnerte lange das drastische und gefürchtete Wort des alten Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms des Ersten: „Bank heraus". Es sollte nicht wundernehmen, wenn es in der letzten Zeit öfters aus seiner stillen Gruft gerufen hätte: „Bank heraus! Bank heraus!"

Und was that Joachim, der sich durch den Lindenberger also betrogen fand? Er wählte sich einen treuen, schlichten märkischen Junker zum Diener, der ihm die Wahrheit sagen sollte in allen Fällen des Lebens: den Hans Jürgen von Bredow. Dessen Rolle bei Kaiser Wilhelm freilich hat ein Anderer, zollernhafter Weise sein eigener Sohn, übernommen, der das Spinngewebe wegfegte, das sich am Thron des Vaters ansetzte. An ihm haben die treuen Diener ihres Herrn ein frisches und gesundes Vorbild.

München. Richard Graf Du Moulin-Eckart.



Verhaeren.

Emile Verhaeren: La multiple splendeur. Paris, Mercure de France 1907.

Léon Bazalgette: Emile Verhaeren. (Les célebrités d'aujordhui) Paris, Sausot & Co. 1907.

Ob sie nicht lächeln werden, in fünfzig, vielleicht schon in zwanzig Jahren, Alle, die dann in Revuen und Zeitungen von heute blättern werden, zu schauen, was uns wichtig war, und die schon wissen werden, was uns hätte wichtig sein sollen? Schaubühnenlicht blendet heute der Vielen Blick und unbemerkt bleiben, die nicht nah der Rampe stehen, deren Werk, auf sich selbst vertrauend, nicht hin zum Schauspieler geht und seine Hilfe erbittet. Ob sie nicht lächeln werden, Die in fünfzig Jahren? Denn wie viele sind heute in Deutschland schon hingewandt zu dem großen Werk, das aus dem Boden unserer Tage stumm und langsam emporwächst wie ein Baum. Ein Baum, schmächtig und kränklich zuerst, kaum den eigenen Boden umschattend, neugierig zu sich selbst niedergebeugt in ängstlicher Betrachtung im Beginn und zitternd in den Stürmen, aber jetzt, hoch, blühend und breit, Ring an Ring um das sichere Herz über die Welt hinschauend, alle Winde und Wetter der Ferne auffangend mit seinem starken Geäst und sie auflösend in wilde, rauschende Musik.

Ich rede vom Werk Emile Verhaerens, das schon aufgehört hat, nur noch Dichtwerk zu sein und ein nationales Werk, von Emile Verhaeren, der ein Vlame war und nun schon einer jener großen Heimatlosen ist, die Allen gehören. Ein Lyriker ist er, ein Nurlyriker, aber nicht im flachen Sinn mancher Unseriger, die ein Leben lang flüchtigen Einfall in quadrirte Zellen zerpulvern, sondern ein Nurlyriker wie unser Dehmel (der einzige ihm Kongeniale), der alle Kunstgattung in die lyrische umzwingt, der Novelle und Drama auflöst im Gedicht, das er dann, so bereichert, schon eine neue Kunstform sein läßt. Seit Jahren schafft Verhaeren in solchem Sinn und seines ganzen Lebens Aufstieg ist in diesen breitausladenden, absichtlich ungeglätteten, gigantischen Gedichten in ungefügen trotzigen Linien felsartig aufgebaut. Und dieses neue Buch „La multiple splendeur“ scheint mir der Gipfel Dessen zu sein, was ihm gelungen, und ein Gipfel zugleich unserer zeitgenössischen Literatur. Denn wie ein Schlußstein ist es auch und schon ganz nah den hohen Wolken, die von dem Himmel wissen und der Erde zugleich: es ist so reich, dieses Buch, in seinen Farben und so weit reicht sein Ausblick über unsere Tage hin, so aufgethürmt ist es mit der vulkanischen Kraft der Leidenschaft auf sich selbst, daß wir heute von Verhaerens Werk wie von einem abgeschlossenen reden dürfen. Die Dichtung Verhaerens bedeutet, nicht nur literarisch, eine der intensivsten künstlerisch-menschlichen Auseinandersetzungen mit unserer Zeit: und so, nicht nur literarisch, hat sie ein Recht, betrachtet zu sein, als ein entschlossenes Gegenüberstellen eines nur lyrisch schaffenden Künstlers gegen seine Zeit. Das scheint eine Selbstverständlichkeit vorerst. Aber wer unsere Dichter auf den Zusammenhang mit den wirklichen und nicht nur symbolisch-sublimirten Dingen ihrer Umgebung untersucht, wird merken, daß sie, aus dem Gefühl der Unzulänglichkeit, lyrisch noch nicht gewerthete

Begriffe in ihrem vollen Reiz Wort werden zu lassen, an der neuen Schönheit in den neuen Dingen (nicht eigentlich achtlos, sondern eher ängstlich) vorübergehen. Nicht Paris, London und Berlin schildern sie, sondern römische Landschaft, Brügge und Venedig. Postkutschenfahrt scheint ihnen poetisch und nicht die Lokomotive, dieses ungefüge Fremdwort, das sich ihnen noch nicht recht in den (ich weiß kein anderes Wort) lyrischen Jargon einpassen will. Verhaeren ist mit Walt Whitman und Dehmel heute der Einzige, der sich entschlossen dem modernen Leben gegenübergestellt hat. Ihm schien in einem begeisterten Hingeben an die Wucht dieser ästhetisch noch nicht abgegrenzten Erscheinungen die einzige Brücke, die von dem zeitgenössischen Gefühl in die dichterische Welt hinüberführt. „Tout affronter" zuerst: Allem Stirn gegen Stirn gegenüberstehen und willig, wenn man sich unfähig fühlt, es zu bezwingen, sich von ihm bezwingen lassen. Wie Rilke einmal herrlich gesagt hat: „Der Besiegte von immer Größerem zu sein." „Aimer c'est asservir, admirer c'est grandir" heißt es in seinem neuen Buch und diese ekstatische Bewunderung, diese fessellose, vom glühenden Gewässer unterirdischer Leidenschaft stets genährte, immer wieder neuausbrechende Begeisterung hat hier unseren Lebensdingen eine Größe gezeitigt, an der die engen Schranken einer rein literarischen Betrachtung nichts abbröckeln können. Alles lebt hier, grandios beleuchtet, was uns umgiebt, die lauten Städte, die sausenden Züge von Pol zu Pol, die befrachteten Schiffe, die ihre Last den Häfen anvertrauen, das Gold in den Tresors der Banken oder rinnend im Umlauf, die Börse mit ihrer Vampyrgewalt: hier oder nie ist Universalität gewonnen, die doch niemals ihren Stützpunkt, das menschliche Gefühl, verliert und nie den Zusammenhang mit dem Land und dem Meer und dem ewigen Firmament, das entgöttert niederschaut auf den Menschen, der nun selbst das zielvoll Waltende und Wirkende geworden ist. Keine sanfte Schönheit, keine blumigen Thore sind hier aufgethan; es ist eine „âpre beauté", eine Schönheit, abgerungen den Bitternissen und Krisen, eine Schönheit, nicht wie die griechische, dem Schaum des Meeres rein und hüllenlos entstiegen, sondern wie ein Marmorblock vom Arbeiter aus dem Fels abgesprengt und vom Künstler erst aus widerstrebender Masse geschaffen.

Manchen wird diese Schönheit vielleicht zuerst befremden, wenn er dieses Buch liest, ohne die früheren Werke Verhaerens zu kennen. Den verweise ich auf das kluge, lebendige Buch Léon Bazalgettes, des tapferen Vorkämpfers für Walt Whitman und für alle Wirklichkeitkunst in Frankreich. Wer Französisch nicht versteht, kann Johannes Schlafs Studie in der „Dichtung" oder Verhaerens „Ausgewählte Gedichte" lesen, eine Uebertragung, in der ich zugleich versuchte, den Entwickelungsgang des verehrten Dichters zu zeigen (Schuster & Löffler 1904). Wer in zeitgenössischer Literatur mitsprechen will, muß nun doch endlich Stellung zu Verhaeren nehmen, der heute auf dem höchsten Punkt dichterisch-menschlicher Entwickelung angelangt ist. In Frankreich nennt man ihn gern den „poète de demain". Lassen wir es uns zur Ehre anrechnen, ihn in Deutschland heute schon als den Unseren erkannt zu haben.

Wien. Stefan Zweig.

Das Reich der Seele.*)

Ich bezweifle nicht, daß die Seele den Körper überdauert. Aber daß sie sich dann noch durch Handlungen bemerkbar macht: dafür haben wir bis heute keinen unumstößlichen Beweis. Ich muß sagen, daß diese Annahme nicht wahrscheinlich ist. Wenn die Seelen der Verstorbenen in unserer Nähe, auf unserem Planeten, blieben, so würde diese unsichtbare Bevölkerung um 100 000 pro Tag, ungefähr um 36 Millionen im Jahr, um drei Milliarden 620 Millionen während eines Jahrhunderts und um 36 Milliarden in einem Jahrtausend wachsen, wenn man nicht annehmen will, daß diese Seelen wieder in andere Körper auf der Erde wandern.

Wie viele Geistererscheinungen und Manifestationen bieten sich uns? Was bleibt übrig, wenn man die Einbildungen, Autosuggestionen und Halluzinationen streicht? Beinahe nichts. Ein so auffallend seltenes Vorkommen spricht gegen die Realität solcher Erscheinungen.

Man kann allerdings annehmen, daß nicht alle menschlichen Wesen ihren Tod überdauern und daß im Allgemeinen ihr psychisches Wesen so unbedeutend, so klein, so nichtig ist, daß es fast gänzlich im Aether, im umgebenden Weltenraum aufgeht, wie die Seelen der Thiere. Die denkenden Wesen aber, die sich der Existenz ihrer Seele bewußt sind, verlieren nicht ihre Persönlichkeit und setzen ihren Entwickelungkreis fort. Von hier aus könnte es ganz natürlich scheinen, wenn wir sie bei gewissen Gelegenheiten hervortreten sehen. Müßten nicht die in Folge eines Rechtsirrthums zum Tode Verurtheilten und Hingerichteten wiederkommen, um ihre Unschuld zu beweisen? Müßten die hienieden ungerächt Ermordeten nicht kommen, um ihre Mörder anzuklagen? Wie ich den Charakter eines Robespierre, eines Saint-Just, eines Fouquier-Tinville kenne, möchte ich sehen, wie sie sich an Denen rächten, die über sie triumphirt haben. Mußten die Opfer von 1793 nicht wiederkommen, um den Schlaf der Sieger zu stören? Von den 20 000 erschossenen Communekämpfern hätte wenigstens ein Dutzend den ehrenwerthen Herrn Thiers unaufhörlich peinigen müssen, der wirklich zu viel Ruhm daran gesetzt hat, diesen Aufstand erst entstehen zu lassen, um ihn dann gewaltsam niederzudrücken.

Warum kehren die von ihren Eltern beweinten Kinder nie zurück, um sie zu trösten? Warum verlassen uns die Wesen, die uns die theuersten waren, für immer? Und die unterschlagenen Testamente? Und die mißdeuteten letzten Willensäußerungen? Und die gefälschten Absichten?

*) Camille Flammarion, der berühmte Astronom und Direktor der Sternwarte in Juvisy bei Paris, läßt im Dezember (bei Julius Hoffmann in Stuttgart) ein Buch erscheinen, dem er den Titel „Unbekannte Naturkräfte" gegeben hat und aus dessen Schlußkapitel hier ein paar Bruchstücke veröffentlicht werden. Ueber die forces naturelles inconnues hat Flammarion schon vor vierzig Jahren geschrieben. Jetzt hat der Entdecker der Fixsternsysteme, der Mann, der den Mars studirt, die Lehre von der Radiokultur verkündet und gezeigt hat, daß die Geradflügler ohne Kopf vierzehn Tage leben können, den Rahmen seines Werkes wesentlich erweitert und das ganze Feld unerklärter Phänomene durchforscht. Nicht nur ein höchst lehrreiches: auch ein höchst „spannendes" Buch; in dem bewiesen wird, daß „an dem Spiritismus Etwas ist". Als Motto steht vorn Hugos Wort: „Ein Gelehrter, der über Mögliches lacht, steht dem Thoren nah. Wer einer Erscheinung ausweicht, ihr lachend den Rücken kehrt, versündigt sich an der Wahrheit."

Ein altes Wort sagt: Nur die Toten kehren nicht wieder. Dieser Aphorismus enthält vielleicht keine unbedingte Wahrheit; doch sind die Gespenster selten, sehr selten und man macht sich kein genaues Bild von ihrem Wesen. Kommen Gestorbene wirklich wieder? Das ist noch nicht erwiesen.

Ich habe bis jetzt vergeblich nach einem sicheren Identitätbeweis in den Mittheilungen der Medien geforscht. Auch begreift man nicht, warum die Geister der Medien bedürfen, um sich zu offenbaren, wenn sie in unserer Umgebung leben. Sie müßten einen Theil der allumfassenden Natur bilden. Dennoch scheint mir, daß die spiritistische Hypothese mit dem selben Recht wie andere aufrechterhalten werden muß, denn alle Erörterungen darüber haben ihre Unhaltbarkeit nicht erwiesen.*)

Warum aber gehören zu diesen Offenbarungen immer fünf oder sechs Personen, die um einen Tisch herumsitzen müssen? Das ist auch nicht sehr wahrscheinlich. Es wäre allerdings denkbar, daß Geister in unserer Nähe leben, denen es unter gewöhnlichen Bedingungen nicht möglich ist, sich sichtbar, hörbar und fühlbar zu machen, da sie nicht vermögen, leuchtende Strahlen, die unsere Netzhaut treffen könnten, noch Schallwellen, die unserem Ohr zugänglich wären, noch Berührungen hervorzubringen. Deshalb könnten gewisse Bedingungen, welche die Medien besitzen, notwendig sein, damit sie sich offenbaren. Niemand hat das Recht, zu leugnen. Aber warum so viel Zusammenhangloses?

Ich habe hier in meinem Schrank mehrere Tausend von „Geistern" diktirter Mittheilungen. Die Analyse giebt uns im letzten Grunde nur eine dunkle Ungewißheit über die Ursachen. Unbekannte psychische Kräfte. Flüchtige Wesen. Dahinschwindende Gesichte. Nichts, was auch nur dem Geist faßbar wäre. Das ist nicht einmal so viel werth wie eine Definition in der Chemie oder ein geometrischer Lehrsatz. Ein Wasserstoffmolekül ist im Vergleich damit ein Felsen.

Die meisten der beobachteten Erscheinungen, Geräusche, Möbelbewegungen, Gepolter, Zittern, Klopfen, beantwortete Fragen, sind wirklich kindisch albern, gewöhnlich, oft lächerlich und eher muthwilligen Knabenstreichen ähnlich als ernsten Handlungen. Das müssen wir zugeben. Warum sollten sich die Seelen der Toten auf solche Weise die Zeit vertreiben? Die Annahme scheint wirklich sinnlos. Zweifellos wechselt ein gewöhnlicher Mensch nicht seinen intellektuellen noch seinen moralischen Werth von einem Tag zum anderen; und wenn er nach dem Tode fortlebt, kann man wohl erwarten, ihn so wiederzufinden, wie er vorher war. Statt Dessen: wie viele Wunderlichkeiten und Ungereimtheiten!

Aber wir dürfen keine vorgefaßte Meinung haben und unsere erste Pflicht ist, die Thatsachen so festzustellen, wie sie sich darbieten.

Die unbekannte natürliche Kraft, die beim Heben eines Tisches in Thätigkeit tritt, ist keine ausschließliche Eigenschaft des Mediums; sie ist, wenn auch in verschiedenen Graden, allen Organismen eigen. Nur die Koeffizienten sind verschieden. Zum Beispiel: 100 für Wesen wie die von Home und Eusapia, 80 für

*) Vor kurzer Zeit bemerkte ich einige Thatsachen, die eher zu ihren Gunsten sprachen (Bulletin de la Société d'Etudes Psychiques de Nancy, Nov.—Déc. 1906). Von diesen elf Thatsachen konnten die erste und die zweite durch den Dictionnaire bekannt sein, die dritte und die fünfte aus Zeitschriften; aber die sieben anderen lassen als beste Erklärung den Identitätbeweis zu.

andere, 50 oder 25 für weniger Begünstigte; doch fallen sie ohne Zweifel niemals auf Null herab. Der beste Beweis ist, daß es beinahe allen Gruppen von Experimentatoren, die sich ernstlich mit der Sache beschäftigt haben, bei Geduld, Ausdauer und festem Willen gelungen ist, nicht allein Bewegungen, sondern auch vollständiges Heben, Klopfen und so weiter zu erzielen.

Das Wort Medium hat kaum noch Existenzberechtigung, da nicht erwiesen ist, daß es Vermittler zwischen den Geistern und uns gibt. Aber es mag beibehalten werden, denn die Logik ist in der Grammatik, wie in allem Menschlichen, äußerst selten. Das Wort Elektrizität hat schon lange nichts mehr mit dem griechischen Wort für Bernstein, („Elektron") zu thun, das Wort Veneration (Verehrung) nichts mit dem Genetiv von Venus (Veneris), das Wort Unstern nichts mit Stern, das Wort Tragoedie nichts mit „Bocksgesang" (τραγὸς, ὀδή); und doch werden diese Worte in ihrem angenommenen Sinn verstanden.*)

Ich wiederhole, daß die Bahn für alle erläuternden Hypothesen frei ist. Man bemerkt, daß die von Tischen diktirten Mittheilungen mit dem Geisteszustande, den Ideen, den Ansichten, dem Glauben, dem Wissen, selbst den literarischen Kenntnissen der Experimentatoren in Beziehung stehen. Sie erscheinen wie eine Rückstrahlung dieser Gesammtheit. Man vergleiche die im Haus von Victor Hugo in Jersey aufgezeichneten Mittheilungen, die des Phalansteriums von Eugène Nus, die der Astronomenversammlungen, die der Katholiken, Protestanten und so weiter.

Wenn die Hypothese nicht so kühn wäre, daß sie uns nicht annehmbar erscheint, so könnte ich mir vorstellen, daß die Konzentration der Gedanken ein vergängliches, geistiges Wesen schafft, das die gestellten Fragen beantwortet und dann entschwindet. Rückstrahlung? Das ist vielleicht der richtige Ausdruck. Jeder von uns hat sein Bild vom Spiegel zurückgeworfen gesehen, ohne sich viel darüber zu wundern. Analysiren wir diese Thatsache. Je länger man dieses optische Wesen be-

*) Der Name Medium scheint auch ganz ungeeignet, wenn man bedenkt, was er bezeichnen soll; er setzt voraus, daß die mit diesen Fähigkeiten ausgestattete Person den Vermittler zwischen Geistern und Experimentatoren bildet. Wenn man nun auch zugiebt, daß Dies manchmal richtig ist, ists doch nicht immer so. Das Drehen und Heben eines Tisches, sein Schweben, das Möbelverschieben, das Bauschen eines Vorhangs, Geräusche verschiedener Art werden durch eine Kraft verursacht, die von dieser Person oder von der Gesammtheit aller Anwesenden ausgeht. Wir können wirklich nicht annehmen, daß dabei ein Geist immer bereit ist, auf unsere Einfälle einzugehen. Und diese Hypothese ist um so weniger nothwendig, als die vermeintlichen Geister uns nichts lehren. Unsere psychische Kraft ist beinahe die ganze Zeit thätig. Die Person, die die Hauptrolle bei diesen Experimenten spielt, würde richtiger Krafterzeuger, „Dynamogen", genannt, weil sie eben Kraft erzeugt. Das wäre der geeignetste Ausdruck für diesen Zustand. Er enthält Alles, was durch diese Beobachtungen bestätigt wird. Ich habe Medien gekannt, die sehr stolz auf diesen Titel waren und die sogar verächtlich auf ihre Kollegen herabsahen, da sie der Ueberzeugung waren, von Augustin, Paulus oder Christus selbst gewählt worden zu sein. Sie glaubten an eine Gnade des Höchsten und meinten, übrigens nicht ohne Grund, daß, wenn solche Behauptungen von Anderen aufgestellt werden, sie zweifelhaft seien. Diese Eifersüchteleien sind natürlich sinnlos.

trachtet, das sich hinter dem Spiegel bewegt, um so mehr erscheint Einem dieses Bild bemerkenswerth und interessant. Wenn es nun aber keine Spiegel gäbe? Wenn wir diese großen Spiegel, welche die Räume und Besucher wiedergeben, nicht kennen würden, nie gesehen hätten und wenn man uns erzählte, daß Spiegelbilder, Rückstrahlungen lebender Personen, sich auf diese Art zeigen und bewegen können, so würden wir Das weder begreifen noch glauben.

Die vorübergehenden Verkörperungen, die in den spiritistischen Sitzungen hervorgebracht werden, erinnern häufig an das Bild im Spiegel, das nicht wirklich ist, das aber dennoch existirt und das Original wiedergiebt. Das durch Photographiren erzeugte Bild gehört zu der selben Gattung und ist dauerhaft. Das unsichtbare Bild, das sich im Brennpunkt der Linse des Teleskops bildet, kann in einem ebenen Spiegel aufgefangen und beobachtet werden, indem wir es durch das Mikroskop des Okulars vergrößern; es nähert sich vielleicht mehr diesem, das durch Konzentration mehrerer psychischer Energien entsteht.

Man bringt ein imaginäres Wesen hervor, spricht mit ihm: seine Antworten spiegeln fast immer den geistigen Zustand der Experimentatoren wieder. Und wie wir mit Hilfe von Spiegeln das Licht, die Wärme, die Aether- und elektrischen Wellen in einen Brennpunkt sammeln können, eben so scheint es zuweilen, daß die Theilnehmer einer Sitzung ihre psychischen Kräfte denen des Mediums, „des Krafterzeugers“, hinzufügen, daß sie sich an ihm zu Wellen verdichten und so die Erzeugung eines mehr oder weniger materiellen, flüchtigen Wesens fördern.

Könnten nicht das unterbewußte Wesen, das Gehirn des Mediums oder sein Astralkörper, das ätherische Fluidum, das geheime Unbekannte in den empfindenden Organismen der Spiegel sein, den wir uns soeben vorgestellt haben? Und wäre es nicht möglich, daß dieser Spiegel auch die Wirkung einer entfernten Seele auffinge und wiedergäbe?

Es ist wichtig, diese partiellen Schlußfolgerungen nicht zu verallgemeinern, da es uns schwer genug wird, sie zu definiren. Ich will nicht behaupten, daß es keine Geister giebt; ich habe im Gegentheil Gründe, ihre Existenz anzunehmen. Sogar gewisse, von Thieren, Hunden, Katzen, Pferden geäußerte Empfindungen sprechen zu Gunsten des unerwarteten und beunruhigenden Vorhandenseins unsichtbarer Geister und Kräfte. Aber als treuer Diener der Experimentalmethode meine ich, alle einfachen, natürlichen, schon bekannten Hypothesen erschöpfen zu müssen, ehe ich zu anderen meine Zuflucht nehme. Leider zieht ein großer Theil der Spiritisten es vor, der Sache nicht auf den Grund zu gehen, nichts zu untersuchen und sich zum Spielball nervöser Eindrücke machen zu lassen. Diese Menschen gleichen jenen braven Frauen, die ihren Rosenkranz beten und dabei fest glauben, die Heilige Agnes und die Heilige Philomene vor sich zu haben. Das ist nicht schlimm, sagt man. Aber es ist bloße Einbildung. Wir wollen uns nicht von ihr täuschen lassen.

Wenn die Elementel, Elementargeister, die Luftgeister, die Gnomen, die Larven, von denen Goethe, darin Paracelsus folgend, spricht, vorhanden sind, so sind sie natürlich und nicht übernatürlich: sie sind in der Natur, denn die Natur umfaßt Alles. Es giebt nichts Uebernatürliches. Die Wissenschaft hat demnach die Pflicht, diese Frage so gut wie alle anderen zu prüfen.

Wie ich schon sagte, haben diese verschiedenen Erscheinungen mehrere Ursachen. Die erklärende Hypothese, daß eine der Ursachen die Thätigkeit entkörperter Geister,

der Seelen von Toten ist, darf nicht ohne Prüfung abgelehnt werden. Oft scheint sie die am Meisten logische zu sein. Es wäre von größter Bedeutung, sie mit unbedingter Gewißheit beweisen zu können, da die stärksten Einwendungen sich gegen sie erheben. Vor Allem müßten ihre Anhänger die Schärfe der hier angewandten wissenschaftlichen Methoden billigen; denn je fester die Grundlage des Spiritismus wäre, um so mehr Werth hätte er. Das naive Glauben nnd die Illusionen können ihm keine ernsthafte Basis geben. Die Religion der Zukunft wird die Religion der Wissenschaft sein. Es giebt nur eine Wahrheit. Man schreibt den Autoren häufig Dinge zu, die sie nie behauptet haben. Was mich betrifft, so habe ich mehr als einmal Beweise davon gehabt; gerade auf dem Gebiete des Spiritismus. Ich würde mich daher gar nicht wundern, wenn man mir nachsagte, daß ich nicht an die Existenz der Geister glaube. Man kann diese Behauptung aber weder in dieser Arbeit noch in irgendeiner anderen, die ich in meinem Leben verfaßt habe, bestätigt finden. Ich sage nur, daß die hier studirten physischen Erscheinungen nicht die Mitwirkung von Geistern beweisen und wohl ohne solche, nur durch unbekannte Kräfte, die den Experimentatoren und besonders den Medien entströmen, erklärt werden können. Aber diese Erscheinungen zeigen auch, daß es ein psychisches Milieu giebt.

Was versteht man darunter? Sicher ist es recht schwer zu begreifen, da es sich keinem unserer Sinne darstellt. Eben so schwer ist es angesichts der zahlreichen psychischen Erscheinungen, nicht daran glauben zu wollen. Was wird aus den Seelen? (Wenn man ihre Fortdauer annimmt.) Wohin gehen sie? Man kann antworten, daß die mit unseren materiellen Sinnen in Beziehung stehenden Vorstellungen von Raum und Zeit nicht deren absoluten Begriff geben, daß unsere Schätzungen und Messungen im Grunde nur relativ sind, daß die Seele, der Geist, die denkende Wesenheit keinen Platz darin einnimmt. Doch kann man auch annehmen, daß der Geist als solcher nicht existirt, daß er an eine Substanz gebunden ist, die einen gewissen Raum einnimmt. Man kann auch denken, daß nicht alle Seelen gleich sind, daß es höhere und niedere giebt, daß gewisse menschliche Wesen sich kaum ihrer Existenz bewußt sind, daß die höheren, selbstbewußten Seelen nach dem Tode eben so wie im Leben ihre vollständige Individualität bewahren, ihre Evolution fortsetzen können, von Welt zu Welt reisen, ihre Bedeutung durch aufeinanderfolgende Verkörperungen steigern. Aber sind die anderen, die unbewußten Seelen am Tag nach ihrem Tod weiter vorgeschritten als am Tag vorher? Warum sollte der Tod sie irgendwie vervollkommnen? Warum sollte er aus einem Dummkopf ein Genie machen? Aus einem bösen einen guten Menschen? Aus einem Unwissenden einen Gelehrten? Aus einer Null eine Leuchte der Wissenschaft? Zerfließen nicht diese unbewußten Seelen, also die meisten, nach dem Tode im Aether und bilden sie nicht eine Art seelischen Milieus, in dem eine sorgfältige Analyse sowohl geistige wie materielle Elemente entdecken könnte? Wenn die psychische Kraft auf die bestehenden Dinge zu wirken vermag, so verdient sie, daß wir uns mit ihr eben so beschäftigen wie mit den verschiedenen Formen der Energie, die im Aether thätig sind.

Ohne also das Vorhandensein von Geistern durch diese Phänomene als erwiesen zu betrachten, fühlen wir doch, daß dies Alles nicht rein materieller, physiologischer, organischer Natur ist, sondern daß es noch etwas Anderes giebt, das bei dem heutigen Stande unseres Wissens noch unerklärt ist. Vielleicht werden wir eines Tages bei unseren unparteiischen, unabhängigen Untersuchungen noch etwas

weiter gehen können, wenn wir uns von der wissenschaftlichen Experimentalmethode leiten lassen und nicht aus Voreingenommenheit leugnen, sondern nur Das zugeben, was durch hinreichende Beobachtung festgestellt ist.

Bei dem heutigen Stand unserer Erkenntniß ist es unmöglich, eine vollständige, umfassende, unbedingt richtige, endgiltige Erklärung der beobachteten Phänomene zu geben. Die spiritistische Hypothese darf nicht ausgeschieden werden. Immerhin kann man die Fortdauer der Seele als wahr annehmen, ohne deshalb an einen physischen Verkehr zwischen Toten und Lebenden zu glauben. Deshalb verdienen alle Beobachtungen, die diese Annahme zu bestätigen scheinen, die größte Aufmerksamkeit des Philosophen.

Eine der Hauptschwierigkeiten dieses Verkehrs scheint mir in dem Zustande der von körperlichen Sinnen befreiten Seele zu liegen. Sie nimmt anders wahr. Sie sieht nicht, hört nicht, fühlt nicht. Wie kann sie also zu unseren Sinnen in Beziehung treten? Das ist ein Problem, das beim Studium der seelischen Offenbarungen nicht vernachlässigt werden darf.

Wir halten unsere Ideen für Thatsachen. Das ist unrecht. Die Luft erscheint uns nicht als fester Körper; wir durchdringen sie ohne Anstrengung, während wir nicht durch eine eiserne Thür dringen können. Die Elektrizität wiederum durchdringt das Eisen; für sie ist die Luft ein undurchdringlicher fester Körper. Dem Elektriker erscheint ein Eisendraht als eine Röhre, die die Elektrizität durch den undurchdringlichen Luftfelsen leitet. Glas läßt keine Elektrizität hindurch, wohl aber Magnetismus. Fleisch, Kleidungstücke, Holz lassen die X-Strahlen durch, während sie durch Glas nicht dringen können.

Wir empfinden das Bedürfniß, Alles zu erklären, und wir wollen nur die Thatsachen anerkennen, für die wir eine Erklärung gefunden haben. Das beweist aber nicht, daß unsere Erklärungen Etwas werth sind. Wenn man die Erfindung der Telegraphie, die Möglichkeit einer augenblicklichen Verbindung zwischen Paris und London vorausgesagt hätte, so wäre Das nur als Utopie betrachtet worden. Später hätte man es nur unter der Bedingung zugegeben, daß ein Draht beide Stationen verbinde, und eine Verbindung ohne Draht für unmöglich erklärt. Jetzt, wo wir die drahtlose Telegraphie kennen, wollen wir ihre Theorie zur Erklärung aller Erscheinungen anwenden. Warum denn mit aller Gewalt diese Erscheinungen erklären wollen? Warum müssen wir uns denn in kindlicher Weise einbilden, daß wirs bei dem heutigen Stande der Wissenschaft können?

Die Physiologen, die behaupten, in dieser Sache klar zu sehen, erinnern an Ptolemaeus, der hartnäckig darauf bestand, über die Bewegungen der Himmelskörper Rechenschaft abzulegen, während er noch an dem Gedanken der Unbeweglichkeit der Erde festhielt; an Galilei, der die Anziehungskraft des Bernsteins durch die Verdünnung der umgebenden Luft erklären wollte; an Lavoisier, der gleich dem Volk den Ursprung der Meteore im Gewitter suchte und sie leugnete; an Galvani, der in seinen Fröschen eine besondere organische Elektrizität zu erblicken glaubte. Ich bringe sie jedenfalls in gute Gesellschaft und sie brauchen sich nicht zu beklagen. Wer aber fühlt nicht, daß diese so natürliche Sucht, Alles erklären zu wollen, nicht gerechtfertigt ist, daß die Wissenschaft von einem Jahrhundert zum anderen Fortschritte macht, daß das heute noch Unbekannte später erklärt sein wird und daß es manchmal sehr angebracht ist, abzuwarten?

Die Phänomene, von denen wir sprechen, sind Manifestationen des Universaldynamismus, mit dem unsere fünf Sinne uns nur sehr unvollkommen in Verbindung bringen. Wir leben inmitten einer unerforschten Welt, in der die psychischen Kräfte eine noch sehr ungenügend beobachtete Rolle spielen. Diese Kräfte stehen höher als die Kräfte, die gewöhnlich in der Mechanik, Physik und Chemie analysirt werden; sie sind psychischer Art, haben etwas Lebensvolles und in gewissem Sinne geistige Fähigkeiten. Sie bestätigen, daß die rein mechanische Erklärung der Natur unzureichend ist und daß es im Weltall noch etwas Anderes als die sogenannte Materie giebt. Nicht die Materie, sondern ein zugleich dynamisches und psychisches Element regirt die Welt. Die Zukunft wird lehren, welches Licht die Ergründung dieser noch unerklärten Kräfte über die Erkenntniß der Seele und die Umstände ihres Ueberlebens zu breiten vermag.

Andere Argumente haben gezeigt, daß die Seele wirklich geistiger Natur ist, eine vom Körper unterschiedene Wesenheit. Diese Argumente können unserer Lehre nicht schaden; obgleich sie bestätigen, obgleich sie die Wirkung psychischer Kräfte in den Vordergrund stellen, lösen sie das große Problem noch nicht durch so materielle Beweise, wie wir sie fordern. Doch wenn das Studium dieser Erscheinungen noch nicht Alles ergeben hat, was man davon erwartete, noch nicht Alles, was es ergeben wird, so muß man anerkennen, daß es den Rahmen der Psychologie bedeutend erweitert und daß die Erkenntniß des Wesens der Seele und ihrer Fähigkeiten sich unwiderruflich und in ungeahnter Weise entwickelt hat.

In der Natur, überall, wo Leben ist, in den Instinkten der Pflanzen und Thiere, im allgemeinen Geist der Dinge, in der Menschheit, im kosmischen Weltall giebt es ein psychisches Element; und dieses offenbart sich uns immer mehr durch die modernen Studien, besonders durch die Untersuchungen über seelische Fernwirkung und durch alle Beobachtung noch unerklärter Erscheinungen. Dieses Element, dieses Prinzip ist der heutigen Wissenschaft noch unbekannt; aber es wurde, wie ähnliche in so vielen anderen Fällen, von unseren Vorfahren schon geahnt. Außer den vier Elementen Luft, Feuer, Erde, Wasser nahmen die Alten noch ein fünftes, immaterielles an, das sie „animus", Weltseele, seelisches Prinzip, nannten. „Nachdem Aristoteles," schreibt Cicero, „an die vier Arten materieller Elemente erinnert hat, glaubt er, noch ein fünftes annehmen zu müssen, aus dem die Seele entsteht; denn da der Gedanke und die geistigen Fähigkeiten in keinem der materiellen Elemente leben können, so muß man eine fünfte Art zulassen, die noch keinen Namen erhalten hat und die er die ‚[illegible]eie Thätigkeit' (Entelechie) nennt: die ewige und fortgesetzte Bewegung." Die vier materiellen Elemente der Alten sind von der modernen Forschung analysirt worden. Vielleicht ist das fünfte die Grundlage aller anderen. Der selbe Redner citirt noch den Philosophen Zeno und fügt hinzu, daß dieser Philosoph nicht das fünfte Prinzip annahm, da es dem Feuer ähnlich sei. Aber allem Anscheine nach sind Feuer und Gedanke Zweierlei.

Vergil schreibt im sechsten Buche seiner Aeneide die wunderbaren Verse, die Jedem bekannt sind:

Principio coelum ac terras camposque liquentes
Lucentemque globum Lunae Titaniaque astra
Spiritus intus alit, totamque infusa per artus
Mens agitat molem, et magno se corpore miscet.

Martianus Capella spricht, wie alle Autoren der ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung, von dieser leitenden Kraft und nennt sie auch das fünfte Element; er bezeichnet es auch mit dem Namen Aether. Der römische Kaiser Julian Apostata, der den Parisern wohlbekannt ist, da er bei ihnen, in dem von seinen Vorfahren erbauten Thermenpalast, im Jahre 360 zum Kaiser ausgerufen wurde, rühmt dieses fünfte Prinzip in seiner Rede zu Ehren der Königin Sonne und nennt es bald Sonnenprinzip, bald Seele der Welt oder intellektuelles Prinzip, bald Aether oder Seele der physischen Welt. Die Philosophen verwechseln dieses psychische Element nicht mit Gott und der Vorsehung. Ihnen erscheint es als ein Theil der Natur.

Die unbekannten Naturkräfte, von denen hier die Rede war, stellen nur einen ganz geringen Theil der wirklich vorhandenen dar. Es giebt noch sehr viele andere. Das menschliche Wesen ist mit noch wenig erforschten Fähigkeiten ausgestattet; die bei den Medien, den „Krafterzeugern", gemachten Beobachtungen lassen sie jetzt in den Vordergrund treten, eben so wie den menschlichen Magnetismus, die Hypnose, die Telepathie, das Sehen ohne Auge, das Zweite Gesicht. Diese unbekannten psychischen Kräfte verdienen in den Kreis wissenschaftlicher Untersuchung gezogen zu werden. Sie stehen noch in der Zeit des Ptolemaeus und harren ihres Kepler und Newton; wir müssen sie endlich untersuchen.

Noch viele andere unbekannte Kräfte werden sich nach und nach offenbaren. Die Erde und die Planeten bewegten sich in vorgeschriebenen Bahnen um die Sonne, während die astronomischen Theorien in ihren Bewegungen nur eine komplizirte Zusammenhanglosigkeit von neunundsiebenzig Kristallsphären sahen. Der irdische Magnetismus umgab unseren Erdball mit seinen Strömungen bereits vor der Erfindung des Kompasses, der es uns zeigte. Die Schwingungen der drahtlosen Telegraphie waren vorhanden, ehe man sie auffing. Das Meer brauste gegen die Ufer, ehe ein Ohr es vernahm. Die Sterne strahlten durch den Aether, ehe ein menschliches Auge sie betrachten konnte. Diese Beobachtungen beweisen, daß der bewußte Wille, der Wunsch und daneben das subliminale Bewußtsein außerhalb der Grenzen unseres Körpers in Thätigkeit sind. Es handelt sich um Fähigkeiten der Seele und nicht um Eigenschaften des Gehirns. Das Gehirn ist nur ein Organ im Dienst des Geistes. Dem Geist gehören die physischen Kräfte an und nicht dem Stoff. Das Wesen der menschlichen Seele bleibt für die Wissenschaft noch geheimnißvoll.

Es ist recht bemerkenswerth, daß die Schlußfolgerungen dieser Arbeit dieselben sind wie die im „Inconnu", die sich auf die Erforschung der Thatsachen der Telepathie, der Kundgebungen Sterbender, der Fernwirkungen, der ahnungvollen Träume und so weiter gründen. In dem älteren Buch kann man die folgenden Sätze lesen: Die Seele besteht als wirkliches Wesen, unabhängig vom Körper. Sie ist mit Fähigkeiten ausgestattet, die der Wissenschaft noch unbekannt sind. Sie kann ohne Vermittlung der Sinne Fernwirkungen ausüben. Die Schlußfolgerungen dieser neuen Arbeit stimmen mit denen meiner früheren überein, obwohl die hier untersuchten Thatsachen von den anderen durchaus verschieden sind. Hinzu kommt jetzt noch der Satz: In der Natur giebt es ein psychisches Element, das sich auf verschiedene Weise bethätigt und dessen innerstes Wesen uns noch verborgen ist.

Juvisy-Paris. Camille Flammarion.



Admiralsgartenbad.

Wir brauchen uns vor den Amerikanern nicht mehr allzu sehr zu schämen. Herr Adolf C. Eberbach hat den Beweis erbracht, daß man sich auch im Deutschen Reich zum „Kontroleur“ einer Aktiengesellschaft aufschwingen und das „kontrolirte“ Unternehmen aussaugen kann. Was man den Harriman und Genossen drüben vorwirft, daß sie ihren übermächtigen Einfluß auf große Komplexe von Aktienunternehmen dazu verwendet haben, die Kapitalien der Gesellschaften ihren privaten Zwecken dienstbar zu machen, Das bildet, mutatis mutandis, auch den Gegenstand der gegen Herrn Eberbach erhobenen Anklage. Der mit reicher Phantasie und nicht gewöhnlichem Unternehmergeist ausgestattete Herr wollte die gute „Konjunktur in Hotels“ ausnützen; leider mit fremdem Geld. Das war der Fehler. Die Rücksichtlosigkeit, mit der er seine Gegner im Aktienkrieg niederzwang, ging über das in solchen Fällen Uebliche nicht weit hinaus. Alte Tricks, die mit wechselndem Erfolg angewandt werden. Eberbach hielt sich stets im Hintergrund und ließ seine Strohmänner für sich arbeiten. Er wußte genau, daß das Gesetz nur eine Haftung der Direktion und des Aufsichtrathes kennt; deshalb verschmähte er so gefährliche Posten und überließ sie Anderen. Ein seinem Winke gehorchender Vorstand und ein nicht minder unselbständiger Aufsichtrath haben ihm die Kastanien aus dem Feuer geholt und werden wohl für die Thaten ihres Herrn und Meisters eines Tages noch zu büßen haben.

Eberbach ist bei allen großen Hoteltransaktionen der letzten Zeit genannt worden. Er und seine Gruppe verschafften sich Einfluß auf die Kaiserhof-Gesellschaft, auf das Monopol und das Terminushotel, auf die Admiralsgartenbad-Gesellschaft und das mit ihr vereinigte Savoy-Hotel. Eberbach wollte ein Riesenhotel errichten, dessen Front sich vom Bahnhof Friedrichstraße bis zur Weidendammer Brücke erstrecken sollte. Der Plan besticht den ersten Blick. Warum sollte an die Stelle der vier verschiedenen Hotels, die jetzt auf diesen Grundstücken der Friedrichstraße stehen, nicht ein einziges Unternehmen treten? Der an Verkehr reichste Bahnhof Berlins, mit seinen in der gebotenen Erweiterung liegenden Zukunftchancen, konnte die Rentabilität eines solchen Riesenhotels immerhin sichern. Aber die Sache hatte auch eine üble Seite. Da Terminus, Monopol und Admiralsgartenbad drei selbständige, von einander getrennte Unternehmen sind, wären bei dem Uebergang der Grundstücke an den geplanten Hoteltrust große Zwischengewinne zu zahlen gewesen. Am Bahnhof Friedrichstraße hat der Boden höheren Werth als in der Wuhlhaide (der „unverdiente Werthzuwachs“ spielt dabei eine große Rolle); das Geschäft ginge also in die Millionen. Und wer so gescheit war, sich in den Besitz der Aktienmajorität oder des Hauptantheils an den zu übernehmenden Häusern zu setzen, Der konnte den Rahm bequem abschöpfen. Eberbach hätte, wenn ihm das Hotelgeschäft geglückt wäre, sehr große Zwischengewinne eingesäckelt; und da die Minderheit der Aktionäre des Admiralsgartenbades und mit ihr die frühere Verwaltung des Unternehmens Adolfs Schlauheit zu würdigen wußten, lehnten sie seine Anträge glatt ab. Das nützte aber nicht; im Juli siegte die Gruppe Eberbach in der Generalversammlung. Aus der Direktion und dem Aufsichtrath des Admiralsgartenbades verschwanden alle Gegner Eberbachs und an ihre Stelle traten „modernere“ Menschen, die auf Eberbach als auf den Messias blickten. Der wurde nun der unumschränkte Gebieter über die Admiralsgartenbad-Gesellschaft; und jetzt schreit sie, die vorher recht gut rentirte,

mit zitternder Stimme nach Sanirung. Im Laufe von drei Monaten ließ sich Eberbach vom Admiralsgartenbad „Darlehen“ im Gesammtbetrag von über 2½ Millionen Mark auszahlen. Die Generalversammlung wurde nicht ein einziges Mal um dieser Bagatellen willen bemüht und der harmlose Aufsichtrath erklärt, er habe von den Darlehengeschäften nichts gewußt. Nach der letzten Bilanz hatte der Aufsichtrath, der Ende Juli dieses Jahres zurücktrat, eine Tantieme von mehr als 15 000 Mark bezogen. Die neuen Herren werden kaum billiger „gearbeitet“ haben. Daß sie aber in beinahe vier Monaten nicht einmal zu einer Sitzung zusammengekommen sind, war nicht hübsch; von Aufsicht kann man da eigentlich doch nicht ernsthaft sprechen.

Die Admiralsgartenbad-Gesellschaft arbeitet heute mit einem Grundkapital von 5,10 Millionen Mark. Im Januar 1905 wurden die 1,50 Millionen Mark Aktien des Savoy-Hotels übernommen. Das Admiralsgartenbad hatte in den letzten zwölf Jahren steigende (freilich nicht gerade überwältigend große) Dividenden gezahlt. Dann kam Eberbach und machte unter die Vergangenheit einen dicken Strich. Auf seine Veranlassung erhöhte die Gesellschaft ihre Schulden um nicht weniger als drei Millionen Mark. Sie nahm auf ihre Grundstücke 2,21 Millionen neuer Hypotheken und verpfändete der Nationalbank für Deutschland die als „unveräußerlicher“ Besitz zu führenden 1,50 Millionen Mark Aktien des Savoy-Hotels für den Betrag von 813 000 Mark. Eberbach hat, wie in einer Erklärung des Aufsichtrathes festgestellt worden ist, von der Admiralsgartenbad-Gesellschaft ein Darlehen von 2 524 000 Mark erhalten. Da aus den erwähnten neuen Belastungen des Unternehmens aber eine Summe von über 3 Millionen Mark erzielt wurde, müßte die Verwaltung noch angeben, was aus den restlichen 500 000 Mark geworden ist. Sind die etwa auch in die Taschen des Herrn Eberbach gewandert? Die Darstellung des Aufsichtrathes ist ein Dokument seelenvoller Harmlosigkeit und sichere Anwartschaft auf das Himmelreich gewährender Einfalt. Der Aufsichtrath steckt sich hinter den Vorstand. Der habe „zur Vorbereitung des von der Verwaltung geplanten Zusammenschlusses der benachbarten Hotels ohne Zustimmung oder Kenntniß des Aufsichtrathes oder einzelner Mitglieder an Herrn Adolf C. Eberbach, dessen Vermögensverhältnisse der Vorstand für sehr günstige hielt, Darlehen gegen Zusicherung der Einlieferung von Aktien der Monopolhotelgesellschaft und einer Hypothek von 200 000 Mark auf dem Terminus-Hotel gewährt. Nur der Vorsitzende des Aufsichtrathes hat, nach der Gewährung einzelner Darlehen, davon Kenntniß erhalten.“ Der Vorstand hat seine Annahme, daß Eberbach in guten Vermögensverhältnissen sei, als ausreichende Sicherheit für ein Darlehen von 2½ Millionen betrachtet. Eberbach ist offenbar bescheidener in der eigenen Werthschätzung; denn er lieferte bis heute nur 252 000 Mark Monopol-Aktien ein und überläßt es der Verwaltung, ihre Bemühungen, „weitere Aktien sowie die Hypothek zu erhalten“, fortzusetzen. Herr Eberbach wird sich, unter den veränderten Umständen, gewiß kein Bein ausreißen, um seinen Verpflichtungen gegen die Admiralsgartenbad-Gesellschaft nachzukommen. Daß der Vorsitzende des Aufsichtrathes, der erst „nach“ Gewährung der Darlehen von diesen Geschäften Kenntniß erhielt, nicht sofort Lärm schlug, ist eine in ihren Motiven nicht klar erkennbare Zurückhaltung, die das Verschulden des Aufsichtrathes nicht herabmindert. Heute muß man annehmen, daß der größte Theil der an Eberbach gegebenen Summen verloren ist. Das Grundkapital des Admiralsgartenbades dürfte also auf weniger als die Hälfte des Nominalwerthes reduzirt sein und der Werth der Stammaktien, die

heute 49 (60 Prozent weniger als am Jahresanfang) notiren, ist damit wohl eher zu hoch als zu niedrig geschätzt. Beide Aktienkategorien (2,85 Millionen Stammaktien und 2,25 Millionen Vorzugsaktien) haben beträchliche Einbußen erlitten, obwohl Eberbach und seine Leute anfangs den Kurs zu halten suchten. Die künstlichen Manipulationen, die zur Sicherung des Trustprojektes führen sollten, haben schließlich die Katastrophe bewirkt. Ist die Hälfte des Grundkapitales verloren, so wäre diese Thatsache unverzüglich einer sofort einzuberufenden Generalversammlung mitzutheilen (§ 240 des Handelsgesetzbuches). Bis zu der für den siebenten Dezember einberufenen Außerordentlichen Generalversammlung wird es der interimistischen Verwaltung wohl gelungen sein, Klarheit über die Lage der Gesellschaft zu schaffen und vor allen Dingen den Werth der Antheile der Belvedere G. m. b. H. festzustellen. Die Hotel Belvedere G. m. b. H. wurde im April 1907 mit einem Stammkapital von 600 000 Mark gegründet. Gründer waren die Union-Baugesellschaft auf Aktien und die Norddeutsche Immobilien-Aktiengesellschaft; Schauplatz der Gründung war das Bureau der Nationalbank für Deutschland, die überhaupt im Fall Eberbach eine zwar nicht sehr riskante, aber nicht gerade glänzende Rolle gespielt hat. Eingebracht wurde in die neue Gesellschaft ein von der Union-Baugesellschaft mit 560 000 Mark bewerthetes „Recht“, das am Weidendamm 1 und 1a gelegene Grundstück zu dem durch Uebernahme von Hypotheken zu berichtigenden Kaufpreis von 1,55 Millionen zu erwerben, und 25 Prozent einer von der Norddeutschen Immobiliengesellschaft zu leistenden Bareinlage von 40 000 Mark. Für die Antheile der Belvedere-Gesellschaft, die später auf Herrn Eberbach übergingen, hat die Admiralsgartenbad-Gesellschaft 1,40 Millionen Mark gezahlt. In diese Transaktion muß mit grellstem Lichtstrahl hineingeleuchtet werden; hier scheints im häßlichsten Sinn amerikanisch zugegangen zu sein. Das Admiralsgartenbad hat für 1,40 Millionen das bloße „Recht“ auf die Uebernahme eines Grundstückes erworben, dessen Werth merkwürdig rasch gestiegen ist. Wohlgemerkt: nur das „Recht“, nicht das Grundstück. Am achtundzwanzigsten März 1907 wird der Union-Baugesellschaft das Recht eingeräumt, das Grundstück Weidendamm 1 und 1a für 1,55 Millionen zu erwerben; am zehnten April 1907 verkauft die Union das „Recht“ auf den Erwerb für 560 000 Mark an die Belvedere-Gesellschaft; am fünften August 1907 beschließt die Verwaltung des Admiralsgartenbades, das erwähnte „Recht“ für 1,40 Millionen zu übernehmen. Dieses „Recht“ hat im Lauf von vier Monaten einen Werth von 1,14 Millionen Mark bekommen. In der selben Zeit ist das Grundstück am Weidendamm um den selben Betrag, von 1,55 Millionen auf 2,69 Millionen, im Werth gestiegen; denn wenn die Admiralsgartenbad-Gesellschaft es heute erwirbt, hat sie um die 1,14 Millionen, die sie die Antheile der Belvedere-Gesellschaft kosteten, mehr bezahlt, als der Kaufpreis des Grundstückes Ende März 1907 allein betrug. Der Zwischengewinn (1,14 Million) vertheilt sich auf die Union-Baugesellschaft, die hinter ihr stehende Nationalbank für Deutschland und auf Herrn Eberbach. Hat Eberbach die Antheile der Belvedere-Gesellschaft für 600 000 Mark übernommen, so hätte sein Zwischengewinn bei dem Verkauf des Unternehmens an das Admiralsgartenbad 540 000 Mark betragen. War er aber schon an der Gründung der Belvedere G. m. b. H. selbst, hinter den Coulissen, betheiligt, so hat er noch mehr verdient. In jedem Fall wars ein recht ansehnlicher Profit.

Der Aufsichtrath des Admiralsgartenbades scheint auch diese Schiebung für

unbedenklich gehalten zu haben. Er sagt in seiner Erklärung, daß durch den Erwerb der Antheile der Belvedere G. m. b. H. das Grundstück Am Weidendamm „mit einer Hypothekenbelastung von 1,55 Millionen thatsächlich Eigenthum der Gesellschaft geworden ist". In Wirklichkeit muß die Gesellschaft erst die 1½ Millionen Mark Hypotheken ablösen, bevor sie Eigenthümerin des Grundstückes wird. Inzwischen hat sie aber beinahe so viel, wie der ganze Kaufpreis beträgt, für das „Recht" zum Erwerb der Häuser bezahlt. Davon erzählt uns der ahnunglose Aufsichtrath nichts. Eben so wenig darüber, daß der Besitz des Grundstückes Am Weidendamm für die Admiralsgartenbad-Gesellschaft doch nur dann einen Werth hat, wenn das Riesenhotel gebaut wird. Danach siehts heute nicht aus; die Million ist also einem Phantom geopfert worden. Wenn sie die Häuser übernimmt, verliert die Admiralsgartenbad-Gesellschaft dabei 340 000 Mark. Die Verwaltung der Union-Baugesellschaft hat den Gesammtwerth von Grund und Boden und Gebäuden auf 2 354 000 Mark geschätzt; kauft die Admiralsgartenbad-Gesellschaft, so kostet sie der gesammte Komplex 1,55 Millionen plus 1,14 Millionen gleich 2,69 Millionen; daraus ergiebt sich ein Verlust von 340 000 Mark. Das hat Eberbach ihr angethan.

Solamen miseris, socios habuisse malorum. Auch die Kaiserhof-Gesellschaft ist aus den Beziehungen zu Eberbach wohl nicht ganz ohne Wunden davongekommen. Sie hat Eberbachs Atlantic-Hotel in Hamburg, ein Objekt von 6 Millionen Mark, übernommen; den gezahlten Kaufpreis kennt man noch nicht genau. Eberbach hat mit seinen phantastischen Plänen bei der Bankwelt nicht viel Gegenliebe gefunden. Nur zwei Institute, die Kommerz- und Diskonto-Bank und die Nationalbank für Deutschland, halfen ihm dadurch, daß sie die Aktien der ihm nahestehenden Gesellschaften beliehen. Die Kommerzbank erklärte, sie habe von „Eberbach und Konsorten" 2½ Millionen Mark zu fordern; die Nationalbank hat die 1½ Millionen Mark Aktien des Savoyhotels lombardirt, obwohl sie unveräußerlich, also auch nicht lombardfähig gewesen sein sollen. Die Kommerzbank hat die Aktien der Admiralsgartenbad-Gesellschaft mit 80 Prozent beliehen. Daß sie diesen Werth heute nicht mehr haben, sagte ich schon. Wie groß schließlich der Verlust sein wird, den die Bank durch das Engagement erleidet, wird die Kursentwickelung lehren. Jedenfalls haben sich die beiden Banken in der Eberbach-Affaire nicht mit Ruhm bedeckt. Die Leiter der Institute mußten merken, mit welchen eigenartigen Mitteln Herr Eberbach die Durchführung seines Planes betrieb; und wenn sies merkten, durften sie nicht mit ihm gehen. Wir werfen den Amerikanern vor, daß ihnen der Zweck jedes Mittel heilige, und fordern, daß man bei uns wenigstens das Dekorum wahre. Das müssen namentlich Banken thun, denen das Publikum sein erspartes Geld anvertraut. Depositenbankdirektoren müssen ihr Haus rein halten und dürfen sich selbst von hohem Zins nicht in zweifelhafte Geschäfte locken lassen; bei Gefahr der Vertrauensentziehung ... Und das neue Hotel? Einstweilen kommts wohl nicht dazu. Herr Lorenz Adlon kann ruhig schlafen.

Den Aktionären des Admiralsgartenbades bleibt der Regreß gegen Vorstand und Aufsichtrath. Das Gesetz bietet die Möglichkeit dazu, verbürgt aber keinen Erfolg. Wieder drängt sich der Vergleich mit Amerika auf. Oft hörten wir in letzter Zeit, die Yankees müßten ihr „verrottetes" Aktienwesen von Grund aus reformiren; ich weiß nicht, ob wir Grund haben, auf unser „System" besonders stolz zu sein. **Ladon.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

*

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Das schönste Weihnachtsgeschenk!



Union-Bücherschrank

der einzig zweckmässige Schrank!!

Ihre Bücherei wächst, der Schrank auch! Die Abteile passen aufeinander und nebeneinander. Illustriertes Preisbuch 387 a kostenlos u. portofrei.

Heinrich Zeiss, Frankfurt a. M.
(UNIONZEISS) **36 Kaiserstr. 36.**
Telegr.-Adr.: Unionzeiss, Frankfurtmain.
Achten Sie auf Firma und Hausnummer.

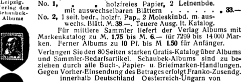
Wie schützt sich der Sammler vor dem Ankauf unvollständiger und unkorrekt bearbeiteter Albums?

Einfach dadurch, dass er sich den **Garantienamen „Schaubek“** merkt und nur dieses altbewährte, bereits 27 mal prämiierte Sammelbuch erwirbt. Er hat dann Gewissheit, ein wirklich neues und vollständiges Album zu erhalten, welches nie veraltet, nie wieder umgeklebt zu werden braucht, sondern ständig durch Nachträge ergänzt werden kann. Schaubeks Permanent-Briefmarken-Album, dessen neue um 20 Druckbogen vermehrte 30. Auflage soeben erschien, ist das einzige Album, welches auf Grund v. Senf's neuen Postwertzeichen-Katalog 1908 bearbeitet ist und dem Sammler alle die bedeutenden Vorteile dieses massgebendsten aller Kataloge bietet. In allen Preislagen bis zu M. 210.— per Stück lieferbar, mit 5325 resp. 7005 Abbildungen versehen, bietet es Raum für sämtliche sammelberechtigten Postwertzeichen. Für grosse u. vorgeschrittene Sammler kommen die ungemein praktischen **Permanent-Ausgaben** mit auswechselbaren Blättern (Preise von M. 16.— an bis 210.—) in Betracht, da diese nie veralten, sondern durch die alljährlichen Nachträge in Einzelblättern mühelos in 1-2 Stunden ergänzt werden können. Kein anderes Album bietet diese praktische Ergänzung. Als gangbarste Ausgaben seien empfohlen:

C. F. Lücke G. m. b. H. Leipzig. Verlag des Schaubek-Albums

No. **96,** 2 seit. bedr., Leinenbd. m. auswechselb. Blätt. M. **16.—**
No. **90,** 1 seit. bedr., 2 Leinenbde. m. auswechs. Blätt. „ **26.—**
No. **1,** „ „ holzfreies Papier, 2 Leinenbde. mit auswechselbaren Blättern . . . . . . „ **33.—**
No. **2,** 1 seit. bedr., holzfr. Pap., 2 Moleskinbd. m. auswechs. Blätt. M. **38.—**. Teuere Ausg. lt. Katalog.

C. F. Lücke G. m. b. H. Leipzig. Verlag des Schaubek-Albums.

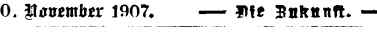


Für mittlere Sammler liefert der Verlag Albums mit Markenkatalog zu M. **1.75** bis M. **6.—** für 7299 bis 14 000 Marken. Ferner Albums zu **10** Pf. bis M **1.50** für Anfänger.

Verlangen Sie den 80 Seiten starken Gratis-Katalog über Albums und Sammler-Bedarfsartikel. Schaubek-Albums sind zu beziehen durch alle Buch-, Papier- u. Briefmarken-Handlungen. Gegen Vorher-Einsendung des Betrages erfolgt Franko-Zusendg. innerhalb Deutschland Oesterreich-Ungarn von



C. F. Lücke, G. m. b. H., Leipzig, Georgiring 4-18.





ULLSTEINS

WELTGESCHICHTE

Die Geschichte der Menschheit, ihre Entwicklung in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben
herausgegeben unter Mitarbeit von 23 hervorragenden Gelehrten von

Professor Dr. J. von Pflugk-Harttung

Archivrat am Königlich Geheimen Staatsarchiv zu Berlin

Keine Weltgeschichte im alten Sinne des Wortes will dieses Werk sein, **keine** blosse Aufzählung von Kriegen und Schlachten, von Fürsten und Königen, **von** höfischen und diplomatischen Verwicklungen will es bieten. — Was es gibt, **ist** unendlich mehr, ist eine Darstellung des gesamten menschlichen Strebens **und** Wirkens nach jeder Richtung hin, ist schlechthin die „Geschichte der Menschheit". Mit dem Herausgeber Professor Dr. J. von Pflugk-Harttung haben sich drei-undzwanzig der hervorragendsten Gelehrten zur Abfassung dieses monumentalen Werkes verbunden. Von der Urzeit, die der Beitrag von Ernst Haeckel veranschaulicht, bis zur unmittelbaren Gegenwart, die in Karl Lamprecht ihren Darsteller gefunden hat, werden sämtliche Epochen der Menschheitsgeschichte von ihren berufensten Kennern geschildert. Unterstützt und veranschaulicht wird die Schilderung durch Tausende von Jllustrationen, bunte und einfarbige Tafeln, Darstellungen nach alten zeitgenössischen Kupferstichen und Holzschnitten, Flugblättern, Karikaturen, Karten, Münzen etc. Langjährige, eifrige Arbeit in Bibliotheken und Archiven, in Klöstern und Museen, im Inland und im Ausland, hat es ermöglicht, ein Jllustrationsmaterial zu veröffentlichen, wie es in einer solchen Seltenheit und Vollständigkeit noch nie geboten wurde.

„Ullsteins Weltgeschichte" erscheint in zwei Gruppen: „Ältere Zeit", „Neuere Zeit". Jede Gruppe umfasst 80 Lieferungen à 60 Pfennig oder 3 Bände à 20 Mk. in dem von Prof. Franz von Stuck entworfenen Original-Einband.

Von der „Neueren Zeit", die zuerst zur Ausgabe gelangt, ist der erste Band soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Die weiteren Bände erscheinen in halbjährlichen Zwischenräumen. Lassen Sie sich den ersten Band von ihrer Buchhandlung vorlegen oder verlangen Sie reich illustrierten Prospekt oder kostenlose unverbindliche Ansichtssendung der 1. Lieferung!

VERLAG VON ULLSTEIN & Co, BERLIN



Geschäftliche Mitteilungen.

Renault Freres-Automobil Aktiengesellschaft nennt sich eine am 17. Oktober in das Berliner Handelsregister eingetragene Firma mit dem Sitze in **Berlin W., Mohrenstrasse 23,** welche sich speziell mit dem Verkauf der rühmlichst bekannten und auch bei uns in Deutschland sehr beliebten **Renault-Automobile** befassen wird. Die Direktion der Gesellschaft besteht aus dem Herrn Georges Serey, Mitglied der Direktion der Automobil-Werke Renault Freres in Paris und dem in Automobilistenkreisen wohlbekannten Herrn Gustav Freund, bisheriger General-Vertreter der Renault Automobile in Berlin.

Eines der **schönsten** und **seelenvollsten Haus-Instrumente** ist unzweifelhaft **das Harmonium.** Tausende von diesen schönen Instrumenten werden jährlich gekauft, und doch würde noch mancher zur Anschaffung eines solchen übergehen, wenn die **Gewissheit vorhanden** wäre, **dass er spielen lernt.** Diese ist heute für **Jedermann** gegeben durch die wunderbare Erfindung der **„Harmonista“**. Mit diesem genial konstruierten Harmonium-Spiel-Apparat, dessen Preis mit 250 Vortragsstücken zudem **nur 30 Mark** beträgt, kann **Jedermann ohne Vorkenntnisse sofort 4 stimmig Harmonium spielen.** Ausführliche illustrierte Prospekte versendet **gratis** das bekannte Harmonium-Haus **Aloys Maier, Hoflieferant, Fulda.**

Wovon man jetzt spricht! Wenige Wochen vor Weihnachten spricht man selbstverständlich von Geschenken und davon, dass es mitunter sehr schwer ist, ein passendes Geschenk zu finden. Und doch giebt es eine grosse Anzahl von Gegenständen, die jedermann gebrauchen kann und die jedermann gern nimmt. Ueberall willkommene Geschenke sind z. B. Reisekoffer, Reisetaschen, Necessaires, sonstige Lederartikel, Kupfer-Bowlen, Palmenständer oder ein anderer der vielen kunstgewerblichen Gegenstände, Terrakotten, echte Broncen, Tafel-Bestecke, Standuhren usw. Alle diese Gegenstände enthält der neue, Aufsehen erregende Katalog K der Firma **Stöckig & Co., Dresden-A. 1,** und wird dieser unentbehrliche Ratgeber für alle die, welche Geschenke zu machen haben, kostenlos jedermann zugesandt. Insbesondere sei darauf hingewiesen, dass alle diese feinen Gebrauchs- und Luxuswaren gegen Zahlungserleichterung abgegeben werden.

Die Firma J. Weck, G. m. b. H. Oeflingen (Amt Säckingen) Baden, die auf der Jubiläumsausstellung Mannheim in hervorragender Weise ihre weltbekannten Konservengläser etc. ausgestellt hatte, erhielt in der gewerblichen und industriellen Abteilung die „Silberne Medaille“. Auf der Spezialausstellung für Hauskonserven erhielt die Firma J. Weck, G. m. b. H. Oeflingen: **1** silbervergoldete Medaille, 2 silberne Medaillen und 1 Ehrendiplom. Die drei höchsten Auszeichnungen, namentlich die drei Ehrenpreise Ihrer Königl. Hoheit der Grossherzogin von Baden neben 47 weiteren Auszeichnungen sind an solche Aussteller verliehen, welche Konserven ausschliesslich in den weltbekannten Weck'schen Gläsern ausgestellt hatten.

Briefe und andere Lebens-Dokumente

die im Insel-Verlag erschienen sind



Leipzig / im Herbst MCMVII



Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann"; mit diesen Worten hat Goethe seine Ausgabe von Winckelmanns Briefen begründet, und immer wieder betont er den Wert alles dessen, was wir unter dem Wort „Lebensdokumente" zusammenfassen, die Bedeutung von Briefen, Tagebüchern und Memoiren, „die das Unmittelbare des Daseins aufbewahren". Man weiß, mit welcher Sorgfalt Goethe die Spuren des eigenen Lebens bewahrte, welchen Wert für künftige Zeiten er seinem Briefwechsel mit Schiller und Zelter beimaß, und daß er fremden Selbstbiographien, denen Jung-Stillings, Philipp Hackerts, Cellinis, ein liebevoll tätiges Interesse zuwandte. Und wie Goethe der große Führer und Förderer unserer Zeit, wie sein Einfluß auf unsere Kultur überall wirksam ist, so ist auch auf ihn, dem die Persönlichkeit höchstes Glück der Erdenkinder galt, und der nicht müde wurde, dieses Glück zu preisen, wohl zum guten Teil das große Interesse zurückzuführen, das gerade unsere Zeit den persönlichen Dokumenten, die uns von großen und bedeutenden Menschen geblieben sind, zuwendet. Und eine Reihe der wertvollsten Dokumente wieder stammen von ihm selbst oder aus seiner Sphäre.

Verschiedenartig kann ein solches Interesse sich äußern. Es kann vornehmlich den Gegenständen und Menschen vergangener Zeiten gelten, die uns geniale Anschauung und lebhafte Schilderung lebendig erhalten haben; es kann sich mehr auf die Persönlichkeiten der Schreibenden selbst konzentrieren, vor allem, wenn sie — wie Goethes Mutter oder Elisabeth Charlotte von Orleans — nur

durch Briefe oder Memoiren fortleben; es kann auch dem Künstler, Gelehrten oder Staatsmann als solchem gelten und uns helfen, an der Hand der von ihm hinterlassenen Briefe und Aufzeichnungen tiefer in sein Werk einzudringen und es besser zu verstehen und zu würdigen. Jedes wahre Kunstwerk freilich führt ein eigenes Leben und soll sich gelöst haben von der Person seines Schöpfers; es verlöre an Wert, wenn es der Unterstützung durch Kommentare, welcher Art sie auch seien, nicht entbehren könnte. Das Gesamtschaffen eines großen Künstlers aber schließt sich — und auch hier ist Goethe uns das große Beispiel — mit seinen Briefen, Aufzeichnungen und Gesprächen zu einer höheren Einheit zusammen. Wie oft auch geben nur sie uns Kunde von großen Plänen und Gedanken, die zum Werk zu gestalten dem Künstler versagt blieb oder nicht gelang, denn — „Literatur ist das Fragment der Fragmente; das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen worden, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das Wenigste übrig geblieben". Und endlich gewähren viele solcher Lebensdokumente uns, von dem inhaltlichen Interesse abgesehen, ästhetischen Genuß. Oft läßt sich kaum unterscheiden zwischen dem Zettel, der zur Geliebten gesandt wird, und dem Lied, das ihr huldigt; nicht selten auch tut — wie Goethe in Dichtung und Wahrheit — der Schreibende bewußt den Schritt, der zum Kunstwerk hinüberführt.

Die wertvollsten solcher Lebensdokumente in sorgfältig bearbeiteten und ausgestatteten Ausgaben zu vereinigen, betrachtet der Insel-Verlag als eine besondere Aufgabe, und so legt er in folgendem vor, was er an derartigen Werken bisher hat erscheinen lassen.

Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Auswahl in zwei Bänden, herausgegeben durch Hans F. Helmolt. Mit zwei Bildnissen der Herzogin in Heliogravüre. Geheftet M. 10.—; in Halbleder M. 14.—.

Die Briefe der Frau Rath Goethe. Gesammelt und herausgegeben von Albert Köster. Zwei Bände. Dritte Auflage. Geheftet M. 10.—; in Halbleder M. 14.—.

Von dieser vollständigen Ausgabe ist neuerdings eine Auswahl erschienen:

Briefe von Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit einer Silhouette der Frau Rath. In Pappband M. 2.—.

Wir beginnen mit zwei Sammlungen von Frauenbriefen, den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans und der Frau Rath Goethe. Obwohl fast ein Jahrhundert sie trennt, gehören die beiden erlesenen Frauen, die Frankfurter Patrizierin und die pfälzische Prinzessin, die durch ihre Heirat die Schwägerin Ludwigs XIV. wurde, nah zueinander. Ihre Charaktere und die Briefe, die sie widerspiegeln, zeigen dieselbe Geradheit und denselben köstlichen, oft derben Humor, dieselbe Lebenslust und unverwelkliche Jugend; Frau Aja und Liselotte verbindet die gleiche unbestechliche Beobachtungsgabe, der gleiche sieghafte Optimismus, der sie auch über schwere Tage hinwegträgt. Die Menschenkenntnis der Frau Rath, die fast allein an Goethe während und nach dessen italienischer Reise nicht irre ward, besitzt Liselotte ebenso wie jene Vorurteilslosigkeit, die Frau Rath der viel geschmähten Christiane schreiben läßt: „Daß Ihnen die überschickten Sachen Freude gemacht haben, war mir sehr angenehm — tragen Sie dieselben als ein kleines Andencken von der Mutter deßjenigen, den Sie Lieben

und hochachten, und der auch wircklich Liebe und hochachtung verdient." Die Briefe gleichen sich endlich auch in der Mannigfaltigkeit und Treffsicherheit des Ausdrucks bei scheinbarer Unbeholfenheit und in der Unmittelbarkeit des Gefühls und der Anschauung.

Inhaltlich sind die beiden Sammlungen von hohem Wert, weil sie einen Ausblick auf große Zeiten und Menschen gewähren: dort der glänzende aber verderbte Hof des Sonnenkönigs und das durch immer neue Kriege verheerte Deutschland — das Heidelberger Schloß, in dem Liselotte aufgewachsen war, ließ französischer Vandalismus in Flammen aufgehn! —; hier Frankfurt, die Kaiserstadt, und Weimar, der junge Musensitz, und im Mittelpunkt aller Geschehnisse der Dichter des Werther, des Wilhelm Meister und des Faust.

Während unsere große Ausgabe der Frau Rath-Briefe bereits in drei Auflagen verbreitet ist, treten die Liselotte-Briefe in diesem Jahre neu hinzu. Die uns erhaltenen — es sind nahe an 3000 — waren bisher nur in gelehrten Sammlungen zugänglich, die dazu zum größten Teile für die Mitglieder einer Gesellschaft gedruckt waren. So ist es zu erklären, daß sie außerhalb gelehrter Kreise fast unbekannt sind. Aber wie in der Bestimmung, so unterscheidet sich unsere Ausgabe auch in der Anlage von den früheren: sie ist weder bloß eine Wiedergabe der Korrespondenz mit einer einzelnen Person oder Gruppe von Verwandten, noch auch eine Zusammenstellung der pikantesten Anekdoten, die die Herzogin erzählt, sondern sie ist eine gewissenhaft getroffene Auswahl des Wichtigsten, des dauernd Wertvollen aus allen erreichbaren Briefen Liselottens. Viele bisher unbekannte oder verschollene Briefe sind darin enthalten.

In die Goethezeit führen auch zwei Sammlungen, die durch persönliche Berührung zusammengehören:

Goethes Briefe an Frau von Stein. Neue Taschenausgabe in drei Bänden, herausgegeben von Julius Petersen. Titel-, Einband- und Vignettenzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. Geheftet M. 7.—; in Leinen M. 10.—; in Leder M. 14.—. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf Büttenpapier in Pergament gebunden M. 30.—.

Briefe an Fritz von Stein. Herausgegeben von Ludwig Rohmann. Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. Geheftet M. 4.—; in Leinen M. 5.—.

Mit dem ersten dieser Werke werden von neuem die schönsten Liebesbriefe aller Zeiten zugänglich gemacht. Wir besaßen sie bisher zwar in einer philologisch vortrefflichen, nicht aber in einer Ausgabe, die unseren heutigen Ansprüchen an das äußere Gewand eines Buches genugtäte. Eine schöne handliche Taschenausgabe davon zu schaffen und so den kostbaren Gehalt in ein edles Gefäß zu füllen, schien uns eine dankbare Aufgabe zu sein. Wir haben den Briefen nichts von ihrem ursprünglichen Duft genommen und sie wie die Frau Rath- und Liselotte-Briefe in der krausen Orthographie belassen, in der sie geschrieben wurden.

Goethes Briefe an Frau von Stein müssen als Ganzes dargeboten werden und wirken als Ganzes wie ein großes Drama: erst schnell aufsteigend zu der demütigen Bitte: „Liebe Frau, leide dass ich dich so lieb habe"; dann langes Schwanken zwischen Hoffnung und Verzweiflung, zwischen übermütigem Geständnis und banger Abbitte bis zur endlichen Erfüllung: „Ich bin ganz Dein und habe ein neu Leben und ein neu betragen gegen die Menschen seit ich weis daß du davon überzeugt bist." Jenem glücklichen Genuß,

in dem Goethe seine große innere Wandlung vom stürmenden Genie zum Diener ernster Pflichten durchmacht, folgt endlich notwendige Entfremdung, bittres Mißverständnis, tragische Resignation. Und dabei welch inhaltliche Fülle: von der kurzen Mitteilung, dem einfachen Gruß, der schlichten Bitte bis zum langen Bericht über Reisen und Arbeiten oder der Konfession ernstester Erlebnisse. Und endlich welche Fülle von Formen! Sind doch auch „Wandrers Nachtlied", das „Lied an den Mond" und „Welcher Unsterblichen soll der höchste Preis sein?" als Briefe an Charlotte von Stein gesandt worden!

Vorwiegend sachliche Reize bieten die hier meist zum erstenmal veröffentlichten Briefe an Charlottens Lieblingssohn Fritz von Stein, der in seiner Jugend das Glück hatte, Goethes Zögling zu sein, und in den Jahren der Reife die Kraft fand, schweres Leid männlich zu tragen. Die Sorge um ihn führte schließlich auch Mutter und Lehrer nach langer Entfremdung wieder zusammen. Den meisten Raum in diesen von Carl v. Stein, Charlotte und anderen Verwandten geschriebenen Briefen nehmen Berichte aus Weimar über Hof, Gesellschaft und literarisches Leben ein, und Goethe und sein Haus stehn im Mittelpunkt des Interesses.

Die hohe Kultur, die der deutsche Brief namentlich im Goethekreise erreicht hatte, führte zu bewußter Ausgestaltung des wirklich geführten Briefwechsels zum Kunstwerk. Diesen Schritt wagte, von vielen darob befehdet, Goethes jüngste Freundin und schwärmerischste Prophetin, die Schwester und Gattin der glänzendsten Romantiker, die Mahnerin Friedrich Wilhelms IV.: Bettina von Arnim, mit ihrem Mädchennamen Bettina Brentano. Von ihr liegen zwei Werke vor:

Clemens Brentano's Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten [von Bettina von Arnim]. Taschenausgabe in zwei Bänden, eingeleitet von Paul Ernst. Titel- und Einbandzeichnung von Walter Tiemann. Geheftet M. 6.—; in Leinen M. 8.—; in Leder M. 10.—.

Bettina von Arnim, Die Günderode. Taschenausgabe in zwei Bänden, herausgegeben und eingeleitet von Paul Ernst. Titelrahmen und Einbandzeichnung von W. Tiemann. Geheftet M. 7.—; in Leinen M. 9.—; in Leder M. 10.—.

Das erste ist ihr Jugendbriefwechsel mit ihrem Bruder, jenes innige, „frühlingsduftende Buch", in dem sie uns eines der schönsten Dokumente der jüngeren Romantik bewahrt hat. Sie tat es nach dem ausdrücklichen Wunsch und Willen des Bruders: „Und, liebes Kind, bewahre meine Briefe, und lasse sie nicht verloren gehen, sie sind das Frömmste, Liebevollste, was ich in meinem Leben geschrieben; ich will sie einstens wieder lesen und in ihnen in ein verschlossenes Paradies zurückkehren." Das andere Buch enthält ihre Korrespondenz mit dem unglücklichen Stiftsfräulein Karoline v. Günderode — freilich so wenig wie der Frühlingskranz in aktenmäßiger Treue. Bettinens Art, inmitten zusammengeraffter Papiere zu schreiben, spricht sie selbst in einem Briefe an Herman Grimm aus: „Ich muß mich ganz hingeben, ich fichte nicht, ich lege keine Hand an! Ruder, rasch fliegt der Kahn mit dem reißenden Strom. — Der Drang der Gedanken macht mich verzagen, ich wehr mich, bis ich alles vergessen habe, bis allmählich das Getümmel von Geist und Empfindung wie Wolken ineinanderschmelzend sich verliert. — Wenn ich das Allzumächtige erst los bin, wende ich mich an die Kinder-Einfalt des Erlebten, und dies allein ist meinen Kräften angemessen und wie sichs gibt, so muß ichs nehmen." So ist aus

wirklichen Briefen ein Kunstwerk entstanden, wenn auch ein Kunstwerk in Bettinens Sinne: kein Briefroman mit Schürzung und Lösung eines Knotens, sondern ein echt romantischer Wirbel von allerlei Dingen, bunt wie der Märchentraum und vielstimmig wie die Gedichtbücher jener Tage.

Bereits anderthalb Jahrhundert früher hatte in den romanischen Ländern eine Blüte der Briefliteratur begonnen, die durch zwei ihrer bemerkenswertesten Werke vertreten ist:

Schwester Marianna und ihre Liebesbriefe. Ins Deutsche übertragen von Mathilde Mann. Herausgegeben von Karl Larsen. Titel- und Einbandzeichnung von W. Tiemann. Geheftet M. 4.50; in Pergament M. 7.50.

Denis Diderots Briefe an Sophie Voland. Übertragen von Vally Wygodzinski. Titel- und Einbandzeichnung von W. Tiemann. Geheftet M. 5.—; in Pergament M. 7.—.

Wenn man im 17. Jahrhundert in der französischen Gesellschaft Briefe erhielt, die irgendwelches allgemeinere Interesse haben konnten, so ließ man sie im Kreise der Bekannten von Hand zu Hand gehn und oft auch durch den Druck bekannt machen. Das geschah mit den Briefen La Fontaines, Racines, Boileaus, der Frau von Sévigne, die dabei freilich oft, unter der Voraussetzung öffentlichen Lebens entstanden, die unmittelbare Natürlichkeit verloren haben. Um so größeren Eindruck mußten, als sie hervortraten, die Briefe machen, die von der portugiesischen Nonne Marianna Alcoforado an ihren ungetreuen Liebhaber, den französischen Offizier Chamilly, geschrieben worden waren, und in denen zum erstenmal das in die Formen der Etikette gezwängte Gefühl mit aller Kraft sich emanzipierte. Die vorliegende Ausgabe erläutert durch

historische Forschungen diese Briefe, die uns einen eigenartigen Frauenroman in Fortschritt und Schwanken feinster Stimmungsnuancen, in erbarmungslos reflektierender Selbstzergliederung vorführt, vom Flehen zur Klage, von der Wonne des Leidens bis zu harter Resignation. „Mit diesen Briefen des siebzehnten Jahrhunderts", sagt Rainer Maria Rilke, „ist uns eine Liebe von unvergleichlicher Arbeit erhalten. Wie in einer alten Spitze, so laufen in ihnen die Fäden von Schmerz und Einsamkeit auf unbegreifliche Weise zusammen, um Blumen zu bilden, eine Bahn verwirrender Blumen."

Die zweite der genannten Sammlungen steht zeitlich wie inhaltlich den deutschen Briefsammlungen näher, die wir besprachen, und zwar darf man Diderot, wenn überhaupt einen Romanen, mit Goethe, seine Briefe an Sophie Voland mit den Briefen an Frau von Stein vergleichen. Die Anklänge sind oft fast wörtlich: „Sie machen mir alle Augenblicke des Tages bemerkenswert. Ein Frommer, der seinem Beichtiger über seine Gedanken, seine Handlungen, seine Unterlassungen Rechenschaft schuldet, prüft sich nicht sorgfältiger." Trotzdem ist nicht nur das Verhältnis zwischen Diderot und Sophie Voland, sondern auch Ton und Form ihrer Briefe spezifisch romanisch. Wir erleben in diesen Briefen die Befreiung der Masse durch die Enzyklopädie, die Proteste Voltaires und Rousseaus, das Wetterleuchten der Revolution, und alles erhält seinen Reiz durch die Persönlichkeit des größten jener Befreier, eben Diderots.

Drei weitere Publikationen ermöglichen, die zwei größten Gegensätze im Kampf um die moderne Weltanschauung und Ethik in Aufzeichnungen oder Briefen kennen zu lernen:

Sören Kierkegaards Verhältnis zu seiner Braut. Briefe und Aufzeichnungen aus seinem Nachlaß, herausgegeben von Henriette Lund. Übertragung von E. Rohr. Mit Titel- und Einbandzeichnung von W. Tiemann. Geheftet M. 1.50; in Leinen M. 2.50; in Pergament M. 3.—.

Sören Kierkegaard, Das Tagebuch des Verführers. Erste vollständige deutsche Übertragung von Max Dauthendey. Zweite Auflage. Mit einer Titelzeichnung von W. Tiemann. Geheftet M. 5.—; in Pappband M. 6.—.

Nietzsches Gesammelte Briefe in vier Bänden. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche u. a. Geheftet M. 36.—; in Leinen M. 42; in Halbleder M. 48.—.

Kierkegaard sagt einmal von Regine Olsen: „Ihr Name soll meiner Schriftstellertätigkeit verbunden bleiben; solange die Welt meiner gedenkt, so lange soll sie auch ihrer gedenken", und ein andermal von der Auflösung der Verlobung mit ihr, wozu seine Schwermut ihn getrieben: „Von diesem Augenblick an weihte ich mein Leben nach besten, wenn auch schwachen Kräften dem Dienste einer Idee." So klären denn diese Briefe und Tagebuchaufzeichnungen nicht nur viele Schritte auf, die Kierkegaard einst selbst in falschem Lichte erscheinen ließ, um von der Geliebten verkannt, verachtet und freigegeben zu werden, sondern sie lassen uns auch das Entstehen der Philosophie von der Reue, vom „Erbaulichen des Gedankens, daß wir vor Gott immer Unrecht haben", von der Überwindung des Ästhetischen durch das Ethische und Religiöse verfolgen, zu der die großen Werke schwerer Zutritt gestatten.

Weiter gewirkt hat der gewaltige Bestreiter jenes Evangeliums der Reue; freilich verschwinden mehr und mehr die wenigen enthusiastischen Mitgenießer aus der Entstehungszeit seiner Werke, und ebenso verebbt der breite Strom der halb- und mißverstehenden Mode-

anhänger. An Stelle des leidenschaftlichen Kampfes um Nietzsche tritt langsam die gerechte Würdigung. Sie aber ist gerade bei einer oft so widerspruchsvollen Persönlichkeit, wie Nietzsche sie war, der zudem nicht immer gelang, die Fülle des innerlich Erlebten in den Werken restlos zu gestalten, nur möglich, wenn zu der Kenntnis der großen Werke die des Lebens und seiner Äußerungen tritt. Die Autobiographie Nietzsches, das „Ecce homo", wird erst im Jahre 1908 bei uns erscheinen; die „Gesammelten Briefe" aber, jenes Denkmal, das die Schwester Nietzsches und treue Hüterin seines Nachlasses ihm im Verein mit Gleichgesinnten errichtet hat, liegen nun abgeschlossen vor. Sie werden vielleicht — denn das Briefschreiben im alten Sinne hat der Verkehr fast vernichtet — das letzte monumentale Briefwerk überhaupt sein. Diese Briefe sind zumeist an die besten der Zeitgenossen — es genügt die Namen Ritschl, Jacob Burckhardt, Taine, Heinrich v. Stein, Malwida v. Meysenbug, Georg Brandes, Hans v. Bülow, Erwin Rohde zu nennen — gerichtet und enthalten die tiefsten Bekenntnisse Nietzsches und den unumgänglichen Kommentar zu seinen Werken.

Der vierte und letzte Band ist auch in einer besonderen Ausgabe erschienen:

Er enthält die Briefe Nietzsches an den treuen Freund und Jünger, der ihm mit großer Geduld und Liebe durch lange Jahre Zeit und Arbeitskraft gewidmet hat. Von allen Briefwechseln Nietzsches ist der mit Peter Gast geführte insofern der interessanteste und wichtigste, weil fortlaufende

Erörterungen über Philosophie und Kunst und die Entstehung und Erklärung von Nietzsches Werken den größten Raum darin einnehmen, während die persönlichen Erlebnisse hier mehr zurücktreten. Vor allem ist viel von Musik darin die Rede. Was die Briefe an Peter Gast aber besonders wertvoll macht, ist, daß sie fast die ganze Zeit umfassen, in der Nietzsche auf der Höhe seines Schaffens stand: sie beginnen im Jahre 1876 und enden wenige Tage vor dem Zusammenbruch.

Dem Briefe als unmittelbar gegenwärtige Äußerung verwandt ist das Gespräch; freilich ist es mehr von äußeren Faktoren abhängig und, da es meist nicht nach dem Willen des Sprechenden überliefert wurde, kritischer zu betrachten. Hierhin gehört:

Goethe im Gespräch. In Auswahl [ohne die mit Eckermann geführten Gespräche] herausgegeben von Franz Deibel und Friedrich Gundelfinger. Dritte Auflage. Geheftet M. 5.—; in Leinen M. 6.—; in Leder M. 8.—.

Von Goethischen Gesprächen hat Eckermann uns seine große Sammlung hinterlassen, deren Einheit, was man auch im einzelnen einzuwenden haben mag, nicht gestört werden sollte. Es lag aber nahe, ein Werk zu schaffen, das den außerdem vorhandenen Stoff, den zuerst Biedermann mit großer Mühe zusammengetragen hatte, kritisch gesichtet zugänglich machte, die Grenzen, die in Eckermanns Einzelperson und in der verhältnismäßig kurzen Zeit seiner Bekanntschaft mit Goethe gegeben waren, erweiterte und die Mängel des vielbändigen Biedermannschen Werkes vermied. Deibel und Gundelfinger schieden also aus dem, was an Äußerungen Goethes überliefert ist, neben dem Zweifelhaften alles, „was nicht Goethes bedurfte, um gesagt zu werden", aber auch alles

bloß anekdotisch Interessante ohne eigenen Geistesgehalt aus. Und so ist auch vom sprechenden Goethe ein hoheitsvolles Bild gezeichnet worden. Die wichtigsten Gespräche mit Schiller, Wieland, Herder, Schlegel, Napoleon, Voß, Riemer, Kanzler von Müller, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Boisserée sind u. a. in diesem Bande vereinigt.

Das Gebiet der Autobiographie reicht von der rein künstlerischen Gestaltung des Erlebnisromans bis zu den ausführlichen Berichten brieflichen und testamentarischen Charakters. Diese Grenzen berühren die beiden folgenden Werke:

Henrich Stillings Jugend. Eine wahrhafte Geschichte. Mit einem Nachwort von Franz Deibel. Titelvignette und Titelkupfer nach Chodowiecki. In Pappband M. 4.—.

Das Leben des thüringischen Pfarrers Johannes Langguth, von ihm selbst aufgezeichnet. Nach der Handschrift aus dem Jahr 1665 herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit einem Titelbilde nach einem Kupferstich des 17. Jahrhunderts. Geheftet M. 2.—; in Pappband M. 2.50.

Jung-Stillings „Jugend“ ist der erste und künstlerisch wertvollste Teil der Lebenserinnerungen des Straßburger Jugendfreundes Goethes, von diesem selbst überarbeitet und herausgegeben und so erst recht wert, zum klassischen Literaturbesitz des deutschen Volkes gestellt zu werden. Goethe verdanken wir wohl mit die unvergleichliche Sprache, die in unseren Tagen noch Nietzsche bewunderte. Es sind alltägliche Begebenheiten, die in diesem Buch ohne alle Prätension erzählt werden: was ihm seinen Zauber verleiht, ist die tiefe und echte Frömmigkeit der Menschen, von denen es spricht, ist die schlichte Schilderung deutschen Dorflebens und unverfälschten Volkstums, in dem die Grundzüge der Menschheit noch lebendig sind.

Gleich den prächtigen Briefen Liselottens ist auch die hier zum erstenmal veröffentlichte Selbstbiographie des Pfarrers Johannes Langguth ein beredter, bedeutsamer Zeuge einer furchtbaren Epoche deutschen Lebens. Eines der wenigen unmittelbar zu uns sprechenden Zeugnisse aus den grauenvollen Tagen des Dreißigjährigen Krieges, zeigt sie die Grundlagen, auf denen Grimmelshausens Simplizissimus entstand, sowie die Anfänge der Gattung, die in Goethes Dichtung und Wahrheit ihre höchste Blüte erreichte.

Wenn bisher von Lebensdokumenten die Rede war, so mag zum Schluß noch ein Buch erwähnt werden, daß den Tod eines Großen, aber auch den Übergang zu neuem, gestaltlosem Leben zum Gegenstande hat:

> Goethes Tod. Dokumente und Berichte der Zeitgenossen. Herausgegeben von Carl Schüddekopf. Mit sechs Tafeln. Geheftet M. 4.—; in Pappband M. 5.—.

Wie über Goethes Leben bis in alle Einzelheiten ein fast unübersehbares Material auf uns gekommen ist, so sind auch zahlreiche Dokumente, gedruckt und ungedruckt, über seine letzte Lebenszeit, seinen Tod und die Trauer um ihn vorhanden. Das Wichtigste davon vereinigt unser Buch. Einer Schilderung der letzten Tätigkeit und Tage, des Todes und der Trauerfeiern folgen der Text der Leichenrede und eine Anzahl meist unveröffentlichter Briefe und Trauerdichtungen. In Faksimile sind u. a. die Prellersche Zeichnung „Goethe auf dem Sterbebett", die Todesanzeige, die Gesänge bei der Bestattung und der Epilog zum Tasso vom Kanzler von Müller dem Buche beigegeben.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Für Inserate verantwortlich: Rob. König. Druck von G. Bernstein in Berlin.